



26. Heft | 21. Dezember 1911

## MAX SCHIPPEL · DIE WAHLAUFRUFE GEGEN DEN SCHWARZBLAUEN BLOCK

**A**LL E Parteien, die sich im eröffneten Wahlkampf gegen die alte Reichstagsmehrheit wenden, haben frühzeitig ihre Wahlaufrufe veröffentlicht, und es verlohnt sich daran einige allgemeinere Betrachtungen und Vergleiche zu knüpfen. In welcher Richtung sich die notwendige Bildung einer neuen, aktionsfähigen Regierungsmehrheit vollstrecken soll, wird wesentlich von der Haltung und den gegenseitigen Beziehungen der drei Linksparteien mitbedingt werden, und die Wahlprogramme bieten bereits deutlich erkennbare Grundlinien für das erstrebte spätere Verhalten der Fraktionen selber. Zugleich beleuchten sie die wichtigsten politischen Vorgänge der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart in eigenartiger Weise, so daß diese Rückblicke gleichfalls aus den vergänglichsten Eintagserscheinungen der agitatorischen Auseinandersetzung mit der letztjährigen konservativ-klerikalen Tätigkeit hervorgehoben zu werden verdienen.

Der Zerfall des einstigen Bülowblocks durch die Abschwenkung der Konservativen zum Bündnis mit dem Zentrum, das längst schon wieder aus dem Schmollwinkel herausverlangte, wird naturgemäß von den Nationalliberalen auf das bitterste beklagt und als die Hauptwurzel aller seitdem weiterwuchernden Übel bezeichnet. Der Ärger über die Verdrängung aus der Mehrheitsgruppierung verleitet hier die Nationalliberalen sogar zu offensichtlichen Übertreibungen. 1907 »war eine neue Zeit der Reichsfreudigkeit angebrochen«:

»Ein kurzer Frühling. Der Block ist zerstört, Fürst Bülow und Dernburg sind aus den Ämtern geschieden . . . Die nationalliberale Partei trägt hieran keine Schuld. Sie hat ihr äußerstes getan, um die Blockpolitik des Fürsten Bülow zu stützen. Diese Politik hatte große gesetzgeberische Erfolge: Vereinsgesetz, Flottengesetz, Ausbau der Kolonien, Wettbewerbsgesetz, Sicherung der Bauforderungen, Börsengesetz. Die Konservativen haben in ihrem Bund mit Zentrum und Polen in ihrem Egoismus den Block zertrümmert. Die nationalliberale Partei war bereit dem Reiche zu geben, was des Reiches ist. Sie mußte aber eine Reichsfinanzreform ablehnen, die den sozialen Ausgleich gegenüber den indirekten Steuern nicht enthielt und einseitig einzelne Volksschichten belastete. Die nächsten Wahlen rufen das Volk auf zum Gericht.«

Mehr im Ton stiller Resignation und Wehmut gedenkt jener Zeit die fortschrittliche Volkspartei, die sich in der Tat in den neuen Anforderungen der damaligen, ohne ihren Anstoß von oben herab geschaffenen Lage

zunächst sehr wenig zurecht fand, und die bald durch übertriebene Willfährigkeit gegen die Regierung und die rechtsstehenden Blockgenossen bald durch recht entbehrliche kritische Haarspaltereien — besonders seitens der, ihre eigenen Wege wandelnden linksliberalen Presse — weite Kreise der eigenen Wählergefolgschaft mit zunehmendem Mißtrauen und Uñbehägen erfüllte. Immerhin urteilt die Parteileitung:

»Die jetzt in der fortschrittlichen Volkspartei vereinigten Freisinnigen waren auf Grund der durch die Neuwahlen von 1907 geschaffenen Lage redlich bemüht liberale Gedanken in die Gesetzgebung einzuführen und bewiesen damit von neuem, daß sie zu positiver Arbeit bereit und befähigt sind. Das Reichsvereinsgesetz und andere Fortschritte geben davon Zeugnis. Mit dem Sturz des Fürsten Bülow wurde einer rückläufigen Bewegung die Bahn geebnet. Gegen sie war der Kampf mit Entschlossenheit aufzunehmen. Jetzt gilt es den Reichstag so zu gestalten, daß sich die liberale Staatsanschauung durchsetzt. Das ist der Preis des Kampfes.«

Über das Wirken des neuen schwarzblauen Blocks heißt es in dem volkspartei-lichen Aufruf sodann weiter:

»Jahrzehnte hindurch stand das öffentliche Leben unter dem Druck der Konservativen und der Zentrumsparthei: Ihr Werk ist die Finanzreform, die den Grundsatz der Gerechtigkeit verletzte, reiche Erben schonte, den Massen der Minderbemittelten den Lebensunterhalt verteuerte. Ihr Werk ist die wachsende Unzufriedenheit, der Nährboden für die Sozialdemokratie. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die von uns geforderten Maßregeln gegen Teuerung und Futternot nicht ergriffen wurden. Sie sind es, die dem Volk die freie Ausübung des Wahlrechts erschweren und die gerechte Einteilung der Wahlkreise verhindern. Diese Mehrheit darf nicht wiederkehren.«

Der ganzen Entwicklung des Nationalliberalismus entsprechend wendet sich bei diesem Anlaß die Kundgebung der Bassermann und Genossen mehr und ausschließlicher gegen die »internationale Macht des Ultramontanismus«, der kühner als je sein Haupt erhebe:

»Auf allen Gebieten zeigen die letzten Jahre die wachsenden Machtansprüche des Zentrums. In seiner Bekämpfung erblickt die nationalliberale Partei eine ihrer ersten Aufgaben, überzeugt, daß der Ultramontanismus unverträglich ist mit der Autorität des Staates und der freiheitlichen Entwicklung unseres Volkslebens.«

Im Gegensatz hierzu macht der s o z i a l d e m o k r a t i s c h e kritische Rückblick selbstverständlich nicht bei Zentrum und Konservativen Halt. Der *Block der Ritter und Heiligen* habe zwar die Reichsversicherungordnung zum guten Teil zu einer Verhöhnung der Arbeiter, ihrer Witwen und Waisen gemacht, habe die Liebesgabe für Schnapsbrenner gerettet, habe die Erbschaftssteuer, die nur wohlhabende und reiche Leute treffen sollte, abgelehnt und dem schaffenden Volk Bier, Branntwein, Tabak, Zigarren, Kaffee, Tee, ja sogar die Streichhölzer, im ganzen um Hunderte von Millionen Mark verteuert. Aber die Liberalen des Bülowblocks seien nicht minder bereit gewesen vier Fünftel der geforderten Mehreinnahme von 500 Millionen Mark durch indirekte Steuern, also »zum weitaus größten Teil von Arbeitern und Angestellten, kleinen Geschäftsleuten, Handwerkern, Kleinbauern« aufbringen zu lassen. Weiter habe der erste Block »von Heydebrand bis Wiemer und Naumann« das Vereins- und Versammlungsrecht reaktionär gestaltet, den Gebrauch der nichtdeutschen Sprache in Versammlungen beschränkt und den Jugendlichen das Versammlungsrecht zum größten Teil geraubt.

Umgekehrt finden sich in den nationalliberalen und volkspartei-lichen Manifesten die üblichen Verwahrungen gegen die Ziele und Kampfmethoden der Sozialdemokratie. Von einer Verwischung der trennenden Grenzlinien zwischen

den Gruppen, die sich augenblicklich vor allem gegen die schwarzblaue Mehrheit kehren, wird also niemand sprechen können. Dies wird bei den bevorstehenden Wahlen auch niemand erwarten und wünschen wollen, da jede Partei selbstverständlich in ihrer eigenen Verstärkung jederzeit den schwersten Schlag gegen alle zu bekämpfenden feindlichen Gewalten erblicken muß. Andernfalls wäre sie einer selbständigen politischen Existenz überhaupt nicht wert.

Wie weit deuten trotzdem die erwähnten Wahlprogramme auf übereinstimmende Aufgaben der nächsten Legislaturperiode oder doch auf parallel laufende Bewegungen der verschiedenen Oppositionsflügel hin?

Die letzten Jahre und Monate haben vor allem die Modernisierung des ganzen Regierungs-, Verwaltungs- und Gesetzgebungsapparats in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt. Umbildung des administrativen und legislativen Oberbaus entsprechend den Umbildungen in den wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen Deutschlands: diese Forderung ist gerade für die industriellen und kommerziellen Interessen, wie sie im Nationalliberalismus und Freisinn stärker als früher zur Geltung gelangen, nicht nur für die Arbeitermassen allein, immer brennender geworden. Entsprechend betont der national-liberale Aufruf die Aufgabe die reichen Kräfte des Volkes frei zu machen durch eine »Gleichberechtigung, die nicht bloß auf dem Papier steht sondern in Wahrheit allen Bürgern des Deutschen Reichs, ohne Rücksicht auf Herkunft, Glauben, Rang und Besitz den Zugang zu den öffentlichen Ämtern freigibt und jeden verfassungswidrigen Eingriff in die Unabhängigkeit des Bürgertums bei der Betätigung seiner staatsbürgerlichen Rechte ausschließt«. Ausdrücklich wird nochmals eine Reform des diplomatischen Dienstes und die »Besetzung dieser Ämter durch befähigte Personen, ohne Rücksicht auf Geburt und Reichtum« verlangt. Die fortschrittliche Volkspartei verkündet:

»In der Verwaltung der innern wie der auswärtigen Angelegenheiten gebührt der Platz dem Tüchtigsten. Nicht der Zufall der Geburt, nicht die Religion, sondern persönliche Befähigung hat zu entscheiden. . . . Ein aus liberalen Gedanken geborenes, zur Weltmacht gewordenes Reich, ein großes, jährlich fast um eine Million wachsendes Volk darf nicht von einer kleinen rückständigen Kaste regiert werden. Bürger, Bauern, Beamte, Arbeiter, sie alle müssen den ihrer geistigen und wirtschaftlichen Bedeutung entsprechenden politischen Einfluß erhalten.«

In der sozialdemokratischen Zuspitzung lautet der ähnliche Ideengang:

»Demokratisierung des Staates in allen seinen Lebensbeziehungen, freie Bahn für die Entfaltung aller persönlichen Anlagen und Fähigkeiten, keine Privilegien, die rechte Person an die rechte Stelle.

In der Anwendung des liberal-demokratischen Gedankens der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung auf das Verhältnis von Wählermassen und Volksvertretungen zur Regierung zeigen sich jedoch Unterschiede, die allerdings kaum jemanden besonders überraschen können. Die nationalliberale Parteileitung geht um diesen heißen Brei in ziemlich vorsichtiger Weise herum. Sie begnügt sich mit dem Hinweis, das Reichstagswahlrecht sei für sie »unantastbar«, und eine große nationale Politik sei undurchführbar, wenn sie nicht »von dem Vertrauen des Volks getragen« werde, deshalb trete die nationalliberale Partei dafür ein, daß »die auswärtige Politik stets in lebendiger Fühlung mit dem deutschen Parlament bleibe«. Die Volkspartei spricht hier schon viel mehr von der Gesamtpolitik, gleichviel ob nach außen oder innen gerichtet:

»Das Recht der Volksvertretung ist das Recht des Volkes, darum aufrichtigen Konstitutionalismus, Ministerverantwortlichkeit, Mitbestimmung des Reichstags bei Staatsverträgen, über Gebietsveränderungen. . . . Mit der Reichspolitik hängt unlöslich die

Landespolitik zusammen. Eine entschieden liberale Politik im Reich ermüht auch in den Einzelstaaten die vorwärts drängenden Kräfte, führt in Preußen zu einem Wahlrecht, das die Klassenherrschaft beseitigt, den Willen der Gesamtheit zum Ausdruck und zur Geltung bringt.«

Die Sozialdemokratie schlägt selbstverständlich nach dieser Richtung abermals jede Konkurrenz. Als Forderungen des Tages betont sie besonders: Durchführung des parlamentarischen Regierungssystems; volle Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und der Staatssekretäre; Bildung eines Ausschusses durch den Reichstag für die Kontrolle der auswärtigen Politik; Mitentscheidung der Volksvertretung über Krieg und Frieden; Zustimmung des Reichstags zu allen Staatsverträgen; allgemeines, gleiches, direktes und geheimes Wahlrecht vom vollendeten 20. Lebensjahr an für alle Staatsbürger ohne Unterschied des Geschlechts und für alle Vertretungskörper; Verhältniswahl zur Beseitigung der mit der heutigen Wahlkreiseinteilung verknüpften schreienden Ungerechtigkeiten.

Das Rüstungswesen läßt der volksparteiliche Aufruf beiseite; alter manchesterlicher und junger imperialistischer Freisinn scheinen keinen Anlaß zu einer bestimmtern Unterstreichung der eigenen Auffassung gefühlt zu haben, nur die »Aufrechterhaltung der Machtstellung Deutschlands« wird bei der auswärtigen Politik erwähnt. Die nationalliberale Partei bezeichnet es als »ihre vornehmste Pflicht Heer und Flotte auf der Höhe voller Leistungsfähigkeit zu erhalten«: »Sie wird eintreten für die Wahrung unserer nationalen Ehre durch eine zielbewußte Auslandspolitik.«

Hier klafft zweifellos noch der größte Abstand zwischen dem bürgerlichen Liberalismus und der Sozialdemokratie, wenn diese in etwas modifizierter und detaillierterer Form ihre alten Programmpunkte wiederholt:

»Organisation der Landesverteidigung auf demokratischer Grundlage. Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht für alle wehrfähigen Männer. Herabsetzung der Dienstzeit auf das zur Ausbildung für die Landesverteidigung unumgänglich notwendige Maß. Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit. Beseitigung des Vorrechts des einjährig-freiwilligen Dienstes. Abschaffung alles Prunks und aller kostspieligen Uniformierung in Armee und Flotte.«

Ähnliche, obwohl nicht ganz so weit gehende Unterschiede machen sich bei den handelspolitischen Fragen fühlbar. Die nationalliberale Partei bekennt sich nach wie vor mit ziemlicher Entschiedenheit zu dem »bestehenden und bewährten System des maßvollen Schutzzolls«. Landwirtschaft und Industrie seien auf einander angewiesen; sowohl »Bestrebungen, die sich in der Richtung des Freihandels bewegen«, wie die »überagrarischnen« Ansprüche des Bundes der Landwirte seien abzulehnen. Handel und Schifffahrt wüßten, daß die Partei »sie stets fürsorglich förderte«. Die Volkspartei mit ihrer jüngern und ältern Seele begnügt sich für Industrie und Handel »Staatsverträge« zu erstreben, »die uns die bisherigen Absatzmärkte sichern, die verlorenen zurückgewinnen und neue erschließen«. Dafür werden jedoch die landwirtschaftlichen Programmpunkte stärker in den Vordergrund gerückt:

»Die Landwirtschaftspolitik hat der Förderung der Bauernschaft zu dienen. Statt Fideikomnisse und Domänen Bauernhöfe und Arbeiteransiedelungen. Beseitigung der Futtermittelzölle. Schutz des Viehbestands gegen Einschleppung von Seuchen. Ersatz des durch Schutzmaßregeln entstehenden Schadens.«

Der sozialdemokratische Aufruf kommt auf diesem Gebiet zu folgenden Ergebnissen:

»Herabsetzung und schließliche Beseitigung der indirekten Steuern und Aufhebung der Lebensmittelzölle. Beseitigung der Zölle auf Futtermittel. Aufhebung der Ein-

fuhrscheine. Beschränkung der Kontrolle bei Einfuhr von Vieh, Geflügel und Fleisch auf die unumgänglich notwendigen sanitären Maßregeln. Entsprechender Abbau der Industriezölle, welche die Syndikats- und Ringbildung begünstigen und dahin führen deutsche Industrieerzeugnisse billig dem Ausland zu liefern und sie dem inländischen Verbraucher um so teurer zu verkaufen . . . . Innere Kolonisation zwecks Steigerung der Erzeugung von Nahrungsmitteln. Überführung des Großgrundbesitzes in Gemeineigentum. Gründung und Förderung von staatlichen Musteranstalten und Landwirtschaftsschulen. Urbarmachung der Moore, des Sumpfs, Öd- und Unlands . . . . Unterstützung aller Maßregeln, die Handel und Verkehr fördern. Aufhebung der Fahrkartensteuer und des Frachtbriefstempels.«

Endlich zu den Problemen, die speziell die Arbeiterklasse als solche angehen. Die nationalliberale Partei hat sich hier leider dem Einfluß des scharfmacherischen westdeutschen Flügels nicht ganz zu entziehen vermocht. Sie spricht zwar grundsätzlich von »Wahrung des Koalitionsrechts«, ebenso von den zu unterstützenden »berechtigten Interessen der Arbeiter, insbesondere auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge«, wendet sich jedoch schließlich gegen die »utopistischen Forderungen der Sozialdemokratie, deren Erfüllung jede Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Erwerbsstände zunichte machen würde«.

»Sie verurteilt auf das schärfste die zersetzende Agitation der Sozialdemokratie und bekämpft nachdrücklich jeden Versuch durch Terrorismus das Recht des Arbeiters auf Freiheit und Arbeit einzuschränken.«

Die Volkspartei spart sich derartige zweideutige und aggressive Ausführungen und beschränkt sich auf einige Hinweise gegen die »grundsätzliche« Auffassung und Taktik der Sozialdemokratie. Die eigentlichen sozialen Forderungen sind jedoch sehr dürftig ausgefallen:

»Für die Arbeiter wie für die Angestellten in Privatbetrieben soziale Ausgestaltung des Arbeitsvertrags, Vervollständigung des Koalitionsrechts. Verbesserung der Versicherungsordnung, insbesondere durch Einführung der Altersrente vom 65. Lebensjahre ab; erhöhter Mutterschutz. Keine Zurücksetzung der ländlichen Krankenkassen.«

Hier steht die Sozialdemokratie fest und stark auf mütterlichem Boden. Jede Unsicherheit ist hier entschwunden, und andererseits läßt sich kein kaltblütigeres, ruhigeres Reformprogramm denken, das jede, auch die letzte Eierschale von Utopismus und Katastrophenglauben abgestreift hat:

»Sicherung des Vereins-, Versammlungs- und Koalitionsrechts für alle Arbeiter, Angestellten und Beamten. Errichtung eines Reichsarbeitsamts, von Arbeitsämtern und Arbeiterkammern. Wahl der Beisitzer durch die Interessenten auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts. Ausbau der Gewerbeinspektion durch Zuziehung von Arbeitern und Arbeiterinnen als Hilfsorgane. Gesetzlich festgelegter Normalarbeitstag von 8 Stunden. Weitere Verkürzung der Arbeitszeit in gesundheitsschädlichen Betrieben. Reform der Arbeiterversicherung. Aufhebung der Benachteiligung der ländlichen Arbeiter und der Dienstboten, direkte Wahl der Vertreter, Erweiterung des Rechtes der Arbeiter in den Vertretungskörpern, Erhöhung der Leistungen, Herabsetzung des Alters für den Bezug der Altersrente von dem 70. auf das 65. Lebensjahr, auskömmliche Schwangeren- und Wöchnerinnenunterstützung, Stillprämien und unentgeltliche Hebammen- und ärztliche . . . . Beseitigung aller Ausnahme Gesetze und ausnahmerechtlichen Verwaltungsmaßregeln. . . . Allgemeine unentgeltliche Volksschule als Grundlage des gesamten Bildungswesens (Einheitsschule). Unentgeltlichkeit der Lernmittel.«

Noch umsichtiger und unangreifbarer ist die allgemeine evolutionistische Begründung, die diesem parlamentarischen Reformprogramm vorausgeht:

»Man denunziert uns deshalb als *Umstürzler*. Törichter Vorwurf! Die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft ist ebensowenig ewig wie es frühere Staats- und Gesellschaftsordnungen gewesen sind. Sie wird durch eine höhere, die sozialistische Ordnung ersetzt werden, für welche die Sozialdemokratie kämpft. Dann wird die Solidarität aller Menschen und ein menschenwürdiges Dasein für alle verwirklicht. Den Weg dazu bahnt die kapitalistische Entwicklung selbst, die alle Keime für

eine neue Gesellschaft in sich birgt. Für uns besteht zunächst die Aufgabe alle Mittel, die uns die Gegenwart in die Hand gibt, zu benutzen, um die vorhandenen Übel zu mildern, neue Einrichtungen zu schaffen, dazu bestimmt den großen Massen eine höhere Lebenshaltung zu ermöglichen.\*

So tritt der Aufmarsch der oppositionellen, dem alten konservativ-klerikalen Block entgegenstehenden Parteien in den Wahlmanifesten gleichfalls klar in Erscheinung, das Gemeinsame so gut wie das vorübergehend und dauernd Trennende. Und niemand wird sich bei einem tiefergehenden Vergleich dem Eindruck zu entziehen vermögen, daß es keine wichtige und entscheidende Kulturbestrebung gibt, für die die Sozialdemokratie nicht mindestens ein ebenso offenes Verständnis und unter Umständen eine ebenso offene Hand bewiese wie irgendwelche andere Linkspartei, daß aber andererseits alle neuen Bedürfnisse und Interessen der jüngsten, politisch, wirtschaftlich und kulturell am meisten aufstrebenden Gesellschaftsklasse, der Arbeiterschaft, allein und ausschließlich in der Sozialdemokratie ihre entsprechende Verkörperung gefunden haben. Möge der 12. Januar diese politische Arbeiterbewegung um einen machtvollen Schritt vorwärts bringen.

XX

## ARTHUR SCHULZ · SOZIALDEMOKRATIE UND INNERE KOLONISATION



ASSENPARTEIEN sind in ihrem Ideenbestand und in dem Inhalt ihrer programmatischen Äußerungen aus leicht einzusehenden Gründen ziemlich konservativ. Neue Gedanken müssen meist hart und lange ringen, bevor sie von den maßgebenden Parteinstanzen anerkannt werden. Aus diesem Grund ist es ein bemerkenswertes Zeugnis für die geistige Regeamkeit der deutschen Sozialdemokratie, daß Ideen, die erst seit wenigen Jahren von einigen Parteigenossen, <sup>1)</sup> am nachdrücklichsten wohl von dem Verfasser dieser Zeilen, in den *Sozialistischen Monatsheften* verfochten wurden, unter Beihilfe der Zeitumstände rascher als es erhofft werden konnte die Sanktion der leitenden Faktoren unserer Partei erhalten haben. Ende 1908 begann ich unserer Partei den Gedanken nahezu legen, daß die Binnensiedlung im Interesse gerade der wirtschaftlichen und politischen Industrie- und Ländarbeiterbewegung gefördert werden müsse. <sup>2)</sup> Und schon 3 Jahre später können wir die Freude erleben in einer so gewichtigen Kundgebung wie es der Wahlaufruf des Parteivorstands und der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstags ist zu lesen, daß wir neben »Urbarmachung der Moore, des Sumpf-, Öd- und Urlands« nunmehr auch »innere Kolonisation zwecks Steigerung der Erzeugung von Lebensmitteln« fordern.

Damit hat ein sowohl für die Theorie des Sozialismus wie für die Praxis der sozialdemokratischen Bewegung höchst bedeutsames Prinzip parteioffizielle Billigung erlangt. Meines Wissens zum erstenmal wird damit in einem solennen Parteiaktenstück die seit 2 Jahrzehnten unstrittene Frage, welche landwirtschaftliche Betriebsgröße die produktivere ist und deshalb begünstigt wer-

<sup>1)</sup> Siehe besonders Schippel *Das Wiederauftauchen der Agrarfrage*, Maurenbrecher *Agrarischer Sozialismus* und Schmidt in der Rubrik *Sozialwissenschaften* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1909, 1. Band, pag. 279 ff., 1911, 1. Band, pag. 431 ff. und pag. 279.

<sup>2)</sup> Siehe meine Artikel *Die landwirtschaftlichen Arbeiter, Großbetrieb und Kleinbetrieb in der Viehhaltung und Viehzucht* und *Der landwirtschaftliche Groß- und Kleinbetrieb im Spiegel der Leipziger Wanderausstellung in den Sozialistischen Monatsheften*, 1908, 3. Band, pag. 157 ff., 1909, 1. Band, pag. 417 ff. und 3. Band, pag. 123 ff.

den muß, zugunsten der Anhänger des bäuerlichen Betriebs, also im Sinn der *agrarischen Revisionisten* entschieden. Aber die Tragweite des neuen programatischen Grundsatzes geht über eine Stellungnahme in der Betriebsfrage weit hinaus. Innere Kolonisation wird in Deutschland nur durch Ansetzung neuer bäuerlicher Eigentümer geübt; denn auch die 2780 Ansiedlerpachtstellen, die die Ansiedlungskommission bis Ende 1910 zwecks Erleichterung des Bodenerwerbs geschaffen hatte, sind dazu bestimmt nach und nach in das Eigentum der bisherigen Pächter übergeführt zu werden. Eine Besiedelung von Gutsland durch Pächter, wie sie in England notgedrungen stattfindet, erscheint in Deutschland wegen der unüberwindlichen Abneigung der Bauern und Landarbeiter gegen die unsichere Rechtsstellung des Pächters kaum ausführbar; auch würde sie schwerlich jene Produktionssteigerungen zur Folge haben, die mit dem heutigen Kolonisationssystem verbunden sind und nach dem Wunsch unserer Parteiinstanzen künftig erst recht erreicht werden sollen. Unter diesen Umständen bedeutet die im Reichstagswahlaufwurf unserer Partei ganz ohne abschwächende Klauseln erhobene Forderung das klare, offene Bekenntnis, daß die Sozialdemokratie im Interesse besserer Volksernährung auch vor der Kreierung neuer bäuerlicher Eigentümer durchaus nicht zurückschreckt. Und weshalb auch? Hat doch Marx selbst betont: »Das freie Eigentum des selbstwirtschaftenden Bauern ist offenbar die normalste Form des Grundeigentums für den kleinen Betrieb ... Das Eigentum am Boden ist zur vollständigen Entwicklung dieser Betriebsweise ebenso nötig wie das Eigentum am Instrument zur freien Entwicklung des handwerksmäßigen Betriebs.«<sup>2)</sup> Ja, noch mehr. Die Ansiedler erhalten in Preußen ihr Grundeigentum ja nicht nach bürgerlichem Recht sondern nach Maßgabe der preußischen Rentengutsgesetze. Das preußische Rentengut galt der liberalen Kritik als halbfeudales Institut, als Wiedererweckung mittelalterlicher Gebundenheit. Auch in dieser Hinsicht bedeutet es einen Fortschritt, daß der sozialdemokratische Wahlaufwurf sich nicht mehr an die verhältnismäßig kleinen Schwächen und Fehler der Rentengutsgesetze klammert sondern die innere Kolonisation schlankweg und ohne Vorbehalt empfiehlt. Es muß uns in der Tat genügen, daß die beteiligten Volkskreise, Bauern, Landhandwerker und Landarbeiter, in der Praxis, soweit ich durch persönliches Ausfragen feststellen konnte, im allgemeinen mit den Rentengutsgesetzen zufrieden sind und sich durch Teilungsverbot und Auerbenrecht kaum jemals von der Ansiedlung abschrecken lassen.

Nach alledem müssen Parteivorstand und Reichstagsfraktion dazu beglückwünscht werden, daß sie sich so noch vor den Reichstagswahlen als Förderer der Binnenkolonisation bekannt haben, und man kann also erwarten, daß sich die deutsche Reichstags- und vor allem auch die preußische Landtagsfraktion als solche energisch betätigen werden. Damit das geschieht, und damit das hier sanktionierte Prinzip auch im geistigen Leben der Partei möglichst lebendig und in der von ihr betriebenen praktischen Politik möglichst wirksam werde, scheint es mir zweckmäßig zu sein die Gründe, die andere und ich in zahlreichen Artikeln der *Sozialistischen Monatshefte* für die Unterstützung der innern Siedlung durch unsere Partei geltend gemacht haben, nochmals kurz zusammenzufassen. Es handelt sich dabei sowohl um sozialökonomische als auch um politische Argumente, und die ersteren zerfallen wiederum in nationalwirtschaftliche und weltwirtschaftliche.

<sup>2)</sup> Siehe Marx *Das Kapital*, 3. Band, 2. Teil /Hamburg 1894/, pag. 341.

Es gibt gewiß noch Gegenden im Deutschen Reich, in denen das Bauerngut dem Großgut in der Technik des Ackerbaus und der Viehhaltung erheblich nachsteht; das sind aber bereits Ausnahmefälle geworden, die sich aus Besonderheiten des Bodens oder des Klimas oder aus Eigenheiten früherer Landwirtschaftsverwaltung erklären lassen.<sup>4)</sup> Dagegen kann im allgemeinen als feststehend gelten, daß der bäuerliche Betrieb regelmäßig an tierischen Erzeugnissen und vielfach auch schon an Getreide höhere Produktionsleistungen aufweist als der Großbetrieb. Die Richtigkeit dieser Meinung wurde vor kurzem durch eine auf diesem Gebiet maßgebende Körperschaft bestätigt. Als Ergebnis seiner Untersuchungen über die Lebensmittelteuerung stellte nämlich der deutsche Landwirtschaftsrat unter anderen folgende Thesen auf, ohne freilich daraus die naheliegenden Konsequenzen zu ziehen: »Der Schwerpunkt für die Sicherstellung sowohl der Brot- wie Fleischversorgung Deutschlands liegt in der steigenden Leistungsfähigkeit der bäuerlichen Betriebe. Von der gesamten Anbaufläche von Brotgetreide (Roggen, Weizen, Spelz) entfallen nicht weniger als drei Viertel auf die bäuerlichen Betriebe unter 100 Hektar, außerdem befinden sich 88 % aller Rinder und 93 % aller Schweine in den bäuerlichen Betrieben unter 100 Hektar und 24 % aller Schweine sogar in den Parzellenbetrieben unter 2 Hektar.«<sup>5)</sup> Auch der preußische Landwirtschaftsminister erkannte in der Teuerungsdebatte des Reichstags an, daß die Aufteilung des Großgrundbesitzes »einen erhöhten Ertrag in bezug auf Getreide und eine Vermehrung der Viehbestände zur Folge gehabt hat«. Genauer legte der Ministerialdirektor Dr. von Thiel auf dem diesjährigen evangelischsozialen Kongreß in Danzig an einem typischen Beispiel dar, welche Produktions- und Werterhöhungen im Gefolge einer Gutsaufteilung einzutreten pflegen. Das Rittergut Zemitz im Kreis Greifswald, in einer Größe von 703 Hektar, wurde nach Thiel für 335 000 Mark zur Besiedelung gekauft und in 51 Rentengüter aufgeteilt, die 574 Hektar in Anspruch nahmen. Außerdem verblieb ein Restgut von 110 Hektar, und 15 Hektar gingen an die Forstverwaltung über. Der Grundsteuerreinertrag war für die Rentengüter 7905 Mark, für das Restgut 1124 Mark und für die Forstfläche 161 Mark. Die Kaufpreise für die Stellen mit Gebäuden einschließlich der Gemeindedotation und der Besiedelungszuschläge betragen für die 3 genannten Kategorien 566 677, 58 000 und 14 000 Mark. Die Feuerversicherung der Gebäude stieg von 115 000 auf 268 188 Mark. Die Bevölkerung beträgt statt früher 70 jetzt 300 Personen. Der Reinertrag des Gutes im Großbetrieb war 13 000 Mark gewesen; die jährliche Rentenzahlung der Ansiedler und die Verzinsung der Anzahlung stellt sich jetzt ohne die Verzinsung des Restguts und der Forst auf 23 000 Mark. Dabei sind 27 Hektar Land und 27 000 Mark in bar als Gemeindedotation und Aufwand für gemeinwirtschaftliche Zwecke ausgegeben worden. Der Viehstand ist von 27 Pferden auf 70; von 115 Stück Rindvieh auf 222, von 120 Schweinen auf 340, von 20 Stück Federvieh auf 771, alles ohne Berücksichtigung des Restguts, gestiegen. Statt 50 Obstbäumen sind jetzt 550 vorhanden.

Das vermehrte Angebot an Urprodukten tritt auf dem nationalen Markt natür-

<sup>4)</sup> Über die eigenartigen Verhältnisse in Bayern siehe meine Artikel *Ein Versäumnis der bayerischen Landwirtschaftsverwaltung*, *Die bayerische Landwirtschaft und die Teuerung* und *Das Grundübel in der bayerischen Landwirtschaftsverwaltung* in der *Münchener Post* vom 3. März, 25. Oktober und 1., 2., 3. und 4. Dezember 1911.

<sup>5)</sup> Siehe die *Denkschrift des deutschen Landwirtschaftsrats über die Lebensmittelteuerung 1911* (Berlin 1911), pag. 3.



lich als erhöhte Nachfrage nach Industrieerzeugnissen auf. Es verbessert den Beschäftigungsgrad der Gewerbe und erleichtert es den gewerblichen Arbeitern eine Erhöhung ihrer Löhne oder doch wenigstens einen durch Arbeitslosigkeit weniger unterbrochenen Bezug dieser Löhne zu erreichen. Es ist deshalb erklärlich, daß im letzten Jahr mehrere Handelskammerberichte ostelbischer Städte und die Generalversammlung des *Verbandes ostdeutscher Industrieller* die Vorteile, die die Ansiedlungen den gewerblichen Unternehmungen und mittelbar ihrer Arbeiterschaft brachten, als recht erheblich anerkannten. Unmittelbarer stärkt die Innenkolonisation dadurch die Position des Industrieproletariats, daß sie den Druck, den die Landflüchtigen der Großgüterdistrikte länger als ein halbes Jahrhundert hindurch auf den städtischen Arbeitsmarkt ausgeübt haben, allmählich zu vermindern beginnt. Allein Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen und der Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder haben nach einer Berechnung des Regierungspräsidenten von Schwerin von 1886 bis 1905 940 000 Menschen durch Abwanderung verloren.<sup>6)</sup> Das dringende Arbeitsangebot dieser nach Westen ziehenden Landarbeiterscharen hat mehr als alles andere die Industriearbeiterlöhne in Deutschland niedrig gehalten. Gelingt es jedoch einen Teil derer, die nicht länger grundeigentumslose und deshalb in allem und jedem von ihrer *Herrschaft* abhängige Instleute, Deputanten und Losgärtner bleiben wollen, durch Ansiedlung auf Bauernstellen und entwicklungsfähigen Landarbeiterrentengütern im Osten festzuhalten, so ändert sich damit die Lage auf dem gewerblichen und städtischen Arbeitsmarkt ganz erheblich zugunsten der Arbeiterschaft, und den Gewerkschaften wird von diesem Zeitpunkt ab die Durchführung ihrer Lohnpolitik ganz bedeutend erleichtert. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß in Zukunft der Arbeitsertrag des Ansiedlers, wenn auch natürlich weit weniger durchgreifend als in Amerika, wenigstens in Ostdeutschland als volkswirtschaftlicher Lohnregulator wirkt und geradezu eine Erhöhung der dortigen Industriearbeiterlöhne herbeiführt.<sup>7)</sup> Dazu kommt, daß die Erlangung individuellen Grundeigentums, groß genug, um darauf die Arbeitskräfte der Familie landwirtschaftlich zu beschäftigen, nicht minder das soziale Ideal landwirtschaftlicher Arbeiter darstellt als die Vergesellschaftung der gewerblichen Produktionsmittel das soziale Ideal der Industriearbeiterklasse ist und bleiben wird. Indem wir dem landwirtschaftlichen Arbeiter den Weg zu diesem seinem Ziel ebnen, erhöhen wir gleichzeitig die deutsche Lebensmittelproduktion, erweitern und beleben wir die kaufkräftige inländische Nachfrage nach unseren Industrieerzeugnissen, entlasten wir die städtischen Arbeitsmärkte vom ständigen Druck und periodischen Massenangebot der landflüchtigen Landlosen, und wirken wir schließlich durch all das auf eine Steigerung der Nominal- wie der Reallöhne der in Industrie, Handel und Verkehr beschäftigten Arbeiter hin.

Habe ich bei der Behandlung des Problems der innern Kolonisation mehr diese im engern Sinn nationalwirtschaftlichen Gründe in den Vordergrund gestellt, so ist es das Verdienst besonders des Genossen Hildebrand in seinem Buch *Die Erschütterung der Industriegherrschaft und des Industriesozialismus* das

<sup>6)</sup> Siehe von Schwerin *Die Förderung der innern Kolonisation in der Provinz Brandenburg im Archiv für innere Kolonisation*, 1911, pag. 224.

<sup>7)</sup> Es mag an dieser Stelle an die Bestrebungen des Chartlatenführers O' Connor erlanert werden durch korporativen Zusammenschluß Industriearbeitern die Erlangung individuellen Grundeigentums bei individueller Bewirtschaftung zu ermöglichen, um auf diese Weise den gewerblichen Arbeitslohn auf seinen wahren Wert, das heißt nach O' Connor den durch eigene Arbeit selbständig erzielten landwirtschaftlichen Ertrag zu erhöhen.

weltwirtschaftliche Argument für die Unterstützung der Binnensiedlung durch die Sozialdemokratie beigebracht zu haben. Zwar haben schon andere Nationalökonomien, unter den bürgerlichen Gelehrten besonders Oldenberg, Wagner, Seering und L. Pohle, unter den Sozialisten vor allem Max Schippel und R. Calwer, ja sogar K. Kautsky darauf hingewiesen, daß die Agrarstaaten der alten Welt und die überseeischen Siedlungskolonien sich in raschem Tempo industrialisieren, daß wir daher, entgegen den liberal-manchesterlichen Hoffnungen, auf die Fortdauer der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung zwischen Agrar- und Industriestaaten und auf ständig wachsende billige Importe landwirtschaftlicher Produkte nicht rechnen dürfen, und daß deshalb das deutsche Volk weniger auf hypertrophische Ausdehnung seiner Industrie und mehr auf Erhaltung und Steigerung seiner agrikolen Eigenproduktion bedacht sein sollte. Aber erst Genosse Gerhard Hildebrand hat den allgemeinen Grundgedanken mit dem ganzen Apparat der Wirtschaftsstatistik und der Wirtschaftsanalyse zu verifizieren gesucht. Selbst wenn, was allerdings sehr möglich ist, einzelne Angaben widerlegt werden sollten und, was sicher ist, an gewissen allgemeinen Darlegungen Abstriche gemacht werden müssen, so bleibt doch seine Schlußfolgerung gültig bestehen. Diese aber geht dahin, daß die neuere weltwirtschaftliche Entwicklung das deutsche Volk geradezu dazu auffordert seine einheimische Bauerngrundlage zu erhalten und durch innere Kolonisation zu stärken. Eine besonders wertvolle Anregung Hildebrands scheint es mir zu sein, daß er die Idee agrarischer Erziehungskolonien, die Genosse Eduard David bereits unter pädagogischen und hygienischen Gesichtspunkten empfohlen hatte <sup>6)</sup>, ins Praktisch-Wirtschaftliche umgebogen hat und sie als Mittel benutzen will, um die industrieproletarische Jugend vom Zwang zur Industrie zu befreien und einem Teil dieser Jugend die persönlichen Fähigkeiten zur landwirtschaftlichen Berufsarbeit und zur aktiven Teilnahme an der Binnensiedlung, zum Kolonistenleben anzuerziehen. <sup>7)</sup>

Außer den sozialökonomischen habe ich politische Argumente ins Feld geführt, um unsere Partei zu veranlassen sich im Lager der Freunde der innern Kolonisation anzusiedeln. An dem Beispiel Dänemarks und der süddeutschen Staaten habe ich nachzuweisen gesucht, daß die bäuerliche Agrarverfassung es der sozialistisch organisierten Arbeiterklasse sehr erleichtert im Staat Geltung und Einfluß zu gewinnen und ihre wesentlichen Ziele auf dem Weg fortschreitender Reformen durchzusetzen. Die neuesten Ereignisse im politischen Leben Süddeutschlands, zum Beispiel die Stellungnahme der im *Deutschen Bauernbund* organisierten protestantischen Landwirte Frankens und der im *Bayrischen Bauernbund* vereinigten katholischen Landwirte Südbayerns im bayrischen Wahlkampf, ja auch die Haltung des bäuerlichen Flügels der bayrischen Zentrumspartei bestätigten meine Auffassung so sehr, daß die *Münchener Post* vom 28. November dieses Jahres in einem Artikel von programmatischer Bedeutung schreiben konnte: »Wie immer sich die Sozialdemokratie zu den Einzelforderungen einer wirklichen Bauernpartei stellen würde, wir erkennen unbedingt das Recht einer bäuerlichen Klassenvertretung an, und wir würden in ihr als einer Triebkraft demokratischer Entwicklung sogar einen Fortschritt erblicken. Es hat sich ja eben erst bei

<sup>6)</sup> Siehe David *Sozialismus und Landwirtschaft*, 1. Band (Berlin 1903), pag. 289 ff.

<sup>7)</sup> Siehe Hildebrand *Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus* (Jena 1910), pag. 223 ff.

den Teuerungsdebatten gezeigt, daß wir mit dem bäuerlichen Nuragrariar Dr. Heim viel mehr Gemeinsames haben als mit dem Nurzentrumsmann Dr. Pichler, der angeblich... alle Interessen des Volks gleichmäßig berücksichtigen will.« Auch die norddeutsche und besonders die preußische Sozialdemokratie sieht ein, daß die erstarkende Bauernschaft und die ansässige Landarbeiterschaft des deutschen Ostens auch eine »Triebkraft demokratischer Entwicklung« und kein Hindernis auf dem Weg zu industriesozialistischen Zielen ist, und deshalb muß sie ihre Ausbreitung durch Besiedelung von Rittergütern auch aus politischen Gründen tätig fördern. Wenn die deutsche Sozialdemokratie die aus den Notwendigkeiten der agrarischen Produktions- und Daseinsweise hervordachsenden Betriebs- und Besitzformen der Bauern berücksichtigt, werden die Bauern ihr dafür in ihrer weltgeschichtlichen Auseinandersetzung mit dem organisierten Unternehmertum, mit der übrigen kapitalistischen Klasse und mit dem heutigen Staat, soweit er deren Sachwalter ist, freie Hand lassen. Die erste dieser Vorbedingungen für die durchaus erforderliche politische Verständigung zwischen Industriearbeiterklasse und Bauernstand ist nun endlich im Prinzip dadurch erfüllt, daß sich die Sozialdemokratie programmatisch zur Förderung der innern Kolonisation verpflichtet hat, also zur Anerkennung, sogar zur Expansion der bäuerlichen Produktions- und Daseinsweise. Damit ist unter einem guten Stern endlich der Weg beschritten, auf dem sich Industriearbeiter von der einen, Bauer und Landarbeiter von der andern Seite einmal finden müssen, und es steht nach diesem bedeutsamen Fortschritt die baldige Erreichung jenes großen Doppelziels zu hoffen, das ich an anderer Stelle einmal so formuliert habe: »Eine starke, zur Hauptsache großbetrieblich organisierte Industrie, deren Arbeiter sich in ihren Verbänden zur Selbstbestimmung ihres Arbeitsprozesses und zur Übernahme der großgewerblichen Produktionsmittel in eigene Verwaltung erziehen, und im Austausch der Arbeitserzeugnisse mit dieser freudig schaffenden Industriebevölkerung ein selbstarbeitender Bauernstand, der auf seinem gesicherten Familieneigentum die Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit zur höchstmöglichen Entfaltung zu bringen bestrebt und befähigt ist.«<sup>10)</sup>

Daß diesem Ziel die eigengesetzliche Entwicklung der Betriebs- und Besitzverhältnisse des deutschen Ostens entgegenstrebt, ist heute niemandem mehr verborgen, und das wurde von bedeutenden Landwirten schon vor einem Jahrzehnt erkannt. Ökonomierat Kray-Stettin, einer der Leiter der *Pommerschen Landgesellschaft*, berichtet, daß er im Jahr 1902 vor Gründung dieser erfolgreichsten unter den gemeinnützigen provinziellen Ansiedlungsunternehmungen, angesehenen Männern die Frage vorgelegt habe, ob die Landwirte selbst und die öffentlichrechtlichen Verbände, an denen sie beteiligt seien, die Besiedelung der Güter an Stelle der gewerbsmäßigen Parzellanten in die Hände nehmen sollten. Da habe ihm ein an hervorragender Stelle stehender Mann die Antwort erteilt, er bedauere ja diese Bewegung von seinem Standpunkt als Großgrundbesitzer außerordentlich; er sei indes daran überzeugt, daß sie nicht aufzuhalten sei, und daß wir daher in 100 Jahren außer dem Besitz in toter Hand nur noch Fideikommiss und bäuerlichen Besitz haben würden.<sup>11)</sup> Von geistig bedeutenden Landwirten habe ich schon vor Jahren ähnliche Urteile gehört. Bei dieser Sachlage ist es ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst des

<sup>10)</sup> Siehe meinen Artikel *Entwicklungstendenzen in Süd- und Norddeutschland* in den *Sozialen Studentenblättern*, 1910, pag. 143.

<sup>11)</sup> Siehe Kray *Erfahrungen bei den Ansiedlungen in Pommern* in dem Sammelwerk *Landarbeit und Kleinbesitz*, 7. Heft / Berlin 1909/1, pag. 43.

Parteivorstands und der Reichstagsfraktion in ihrem Wahlauf Ruf eine ganz unhaltbare Lehrmeinung, die einer fruchtbaren agrarpolitischen Wirksamkeit unserer Partei entgegenstand, aus dem Weg geräumt zu haben. Die theoretische Befriedigung, die man hierüber empfindet, tritt aber noch hinter der Freude über den praktisch-politischen Erfolg zurück, den die Stellungnahme zu dem wichtigsten modernen Agrarproblem unserer Partei auf dem platten Land besonders in Ost- und Norddeutschland voraussichtlich bringen wird. Bauern, Landhandwerker und Landarbeiter sind durch den Abbau, den die innere Kolonisation unter dem Ministerium von Schorlemer unverkennbar erfahren hat und noch erfährt, bitter enttäuscht worden. Sie werden, nachdem sich unsere Partei für Förderung der Binnensiedlung ausgesprochen hat, ihr bei den Reichstagswahlen in Scharen ihre Stimmen zuführen.

XX

## PAUL UMBREIT · DAS NEUE HAUSARBEITS-GESETZ

**S**EINE Fertigstellung hat das neue Hausarbeitsgesetz einzig dem Umstand zu danken, daß die Reichstagsneuwahlen vor der Tür stehen. Keine Partei möchte vor ihren Wählern mit leeren Händen erscheinen, am allerwenigsten diejenigen, die vor dem Land die Verantwortung für die Reichsfinanzreform auf sich genommen haben. Die Erledigung der Reichsversicherungsordnung war auch nicht derart, daß jene Parteien durch sie in den Ruf sozialpolitischer Förderung kommen konnten. So mußte also vor Toresschluß noch etwas geschehen, mit dem man sich den Wählern zeigen könnte, und in dieser Stimmung wurde neben dem Versicherungsgesetz für Angestellte noch das Hausarbeitsgesetz durch die Beratungen und Abstimmungen des Reichstags hindurchgejagt. Dafür haften ihm auch alle Merkmale dieser parlamentarischen Jagd an. Es ist ein unfertiges Kompromißprodukt. Daß unsere Genossen schließlich doch dafür stimmten, rechtfertigt sich aus der Erwägung, daß auf dem Gebiet der Sozialpolitik ein Schritt den andern nach sich zieht, und daß es zunächst einmal darauf ankommt den Anfang zu machen. Sie hätten aber, nachdem ihr Antrag auf Errichtungen von Lohnämtern gefallen war, auch die Ablehnung des Gesetzes verantworten können.

Dabei hat es sicherlich nicht an Zeit gefehlt eine wirksame Heimarbeiterschutzgesetzgebung zu schaffen. Bereits am 21. Dezember 1907 war dem Reichstag die erste Regierungsvorlage zugegangen, deren Artikel 4 eine Reihe von Bestimmungen zur Reform der Hausarbeit enthielt. Der Reichstag erledigte damals von dieser Vorlage nur den Teil, der den Zehnstudentag und das Nachtarbeitsverbot für Arbeiterinnen verfügte, und dieser trat als Notgesetz am 1. Januar 1909 in Kraft. Als beim andern Teil der Gewerbeordnungsnovelle erhebliche Meinungsverschiedenheiten zwischen Reichstagskommission und Regierung sich bemerkbar machten, zog diese ihn zurück und legte am 11. Februar 1910 einen neuen Entwurf vor, der die Hausarbeit speziell behandelte. Das Schicksal dieses Entwurfs gestaltete sich überaus wechselvoll. In der 1. Lesung hatte die Reichstagskommission die Auslage von Lohnverzeichnissen obligatorisch gemacht und die Errichtung von Lohnämtern mit der Befugnis der Festsetzung von Mindestlöhnen vorgeschrieben. In der 2. Lesung beharrte sie auf den obligatorischen Lohnverzeichnissen, ließ dagegen ange-

sichts der ablehnenden Haltung der Regierung die Lohnämter fallen. Die 2. Plenarlesung war Anfang Januar 1911 zu erwarten. In jenen Tagen trat der deutsche Heimarbeiterkongress zusammen, der, aus den verschiedensten deutschen Heimarbeitsberufen und -bezirken durch Heimarbeiter beschickt, die Forderung der Lohnämter und Mindestlohnfestsetzung zur wichtigsten Forderung des gesamten Heimarbeiterschutzes erhob. Die Wirkung des Heimarbeiterkongresses zeigte sich in einer andern als der erwarteten Richtung. Die 2. Plenarberatung des Kommissionsentwurfs unterblieb, und es hatte den Anschein, als wollte die Regierung ganz auf die Lösung der Heimarbeitsreform verzichten. Das entsprach aber wohl nicht den Wünschen der bürgerlichen Parteien, die willens waren zu retten, was möglich war. Dazu wurden sie auch durch den blamablen Eindruck aufgepeitscht, den das Verhalten der sächsischen Regierung gegenüber der von den Gewerkschaften geplanten Heimarbeitsausstellung in Dresden hervorgerufen hatte.

Den Streitpunkt der ganzen Vorlage bildete die Frage der Lohnämter. Die Reichstagskommission hatte diese zwar bereits fallen gelassen; es stand indes zu erwarten, daß sich im Reichstag selbst eine Mehrheit für dieses Postulat finden würde. Anscheinend hat die Regierung auf die Erledigung der Vorlage nur für den Fall Wert gelegt, daß Gewähr für die Verhinderung der Annahme von Lohnämtern und Mindestlohnfestsetzungen gegeben werde. Auf dieser Grundlage baut sich der Kompromiß auf, der von der Reichspartei, den Nationalliberalen, dem Zentrum, der *Wirtschaftlichen Vereinigung* und der fortschrittlichen Volkspartei mit der Regierung vereinbart wurde und die Bildung von *Fachausschüssen* vorsah. Diese *Fachausschüsse* sollten im Grunde nichts anderes als Heimarbeitskammern sein. Ihre Befugnisse gingen an keiner Stelle über diejenigen hinaus, die die Arbeitskammervorlage der Regierung für die Arbeitskammern vorgesehen hatte. Sie dürfen Anregungen geben, Anträge stellen, Gutachten erstatten, bei Erhebungen mitwirken, über wirtschaftliche Verhältnisse berichten und schließlich den Abschluß von Tarifverträgen fördern. Das eine aber, worauf es den Heimarbeitern im wesentlichen ankommt: die Regelung der Lohnfrage, bleibt ihnen versagt. Es versteht sich von selbst, daß Heimarbeiterfachausschüsse, auch wenn sie so ideal wie möglich zusammengesetzt wären, außerstande sind die Einführung von Tarifverträgen in der Heimarbeit vorzubereiten oder zu fördern, solange die Heimarbeiter der gewerkschaftlichen Organisation entbehren, die allein der Träger bindender Vereinbarungen über die Lohnfrage sein kann. Ohne die Macht der Organisation der Arbeiter sind Tarifverträge undenkbar, weil das Verlagsunternehmertum sich schwerlich dazu verstehen wird mehr an Lohn zu zahlen als ihm abgezwungen wird. Eben weil die Heimarbeiter in ihrer großen Masse seither nicht organisationsfähig waren, deshalb verlangte man die behördliche Mindestlohnfestsetzung, die sie vor der Ausbeutung durch die Verleger schützen sollte. Hätten die Heimarbeiter starke Organisationen, so wären sie die letzten staatliche Lohnfestsetzungen zu fordern. Aber *Fachausschüsse* können ihnen natürlich niemals die Organisation ersetzen sondern sie höchstens über die Trostlosigkeit ihrer Lage hinwegtäuschen.

Nun sind diese *Fachausschüsse* noch besonders problematisch gestaltet worden, einmal dadurch, daß ihre Errichtung in das Belieben des Bundesrats gestellt wird, dann aber durch ihre völlig unparitätische Zusammensetzung und wenig volkstümliche Wahl. Bei den Arbeitskammern sollten Arbeitgeber und Ar-

beiter in gleicher Zahl von den Arbeitgebern und Arbeitern direkt und geheim gewählt, nur der Vorsitzende und dessen Stellvertreter sollten von der Regierung ernannt werden. Die Fachausschüsse sollen neben der gleichen Zahl von Vertretern der Arbeitgeber und Arbeiter einen Vorsitzenden und 2 Beisitzer erhalten. Die Landeszentralbehörde ernenne nicht bloß den Vorsitzenden sondern auch die beiden Beisitzer und obendrein noch die Hälfte der Vertreter der Arbeitgeber und Arbeiter; die andere Hälfte dieser Vertreter wird von den beteiligten Gewerbetreibenden und Hausarbeitern gewählt. Über die Art der Wahl besagt das Gesetz nichts. Wahrscheinlich ist sie dem freien Ermessen der Regierung überlassen. Es wird nur verlangt, daß, sofern Hausarbeiterinnen in größerer Zahl beschäftigt werden, diese auf seiten der Hausarbeiter angemessen vertreten sein müssen. Ein Wahlrecht der Hausarbeiterinnen ist indes keineswegs gesichert.

Natürlich haben unsere Genossen mit ganzen Kräften diesen Kompromiß bekämpft. Sie brachten erneut ihren Antrag für Lohnämter und Mindestlöhne ein, sie redeten sich die Lungen wund. Aber es half alles nichts. Angesichts der kompakten Majorität, die der Antrag Behrens auf Einführung von Fachausschüssen hinter sich hatte, kämpften sie gegen Windmühlenflügel. Die Debatten im Reichstag haben indes immerhin einige schätzenswerte Eingeständnisse der Regierung gebracht, die für die weitere Behandlung dieser Frage festgehalten zu werden verdienen. So erklärte der Staatssekretär Dr. Delbrück am 29. November, daß die Regierung ihre Zustimmung einem Gesetz versagen würde, das in irgendeiner Form eine obligatorische Festsetzung der Löhne unter behördlicher Mitwirkung brächte. Ein solches Eingreifen in den Arbeitsvertrag widerspräche unserer ganzen staatsrechtlichen Organisation. Aber stellt nicht unsere ganze Arbeiterschutzgesetzgebung, stellen nicht der Kinder- und Jugendschutz, der Arbeiterinnenschutz, der sanitäre Maximalarbeitstag für männliche erwachsene Arbeiter, die Beschäftigungsverbote für gewisse Arbeiterkategorieen, das Verbot einer ganzen Industrie wie der Phosphorzündholzindustrie, eine Reihe von Eingriffen in den Arbeitsvertrag dar? Seit wann auf einmal widerspricht dies der ganzen staatsrechtlichen Organisation? Und handelt es sich hier bei der Lohnfrage nicht auch um wirtschaftlich Schwache, die anders sich nicht helfen können als durch den Schutz der Gesetzgebungsorgane? Weiter meinte Herr Delbrück: England mit seiner reinen Selbstverwaltung könne solche Bestimmungen treffen, in Deutschland seien sie unmöglich. Bisher klang es immer ganz anders. Da marschierte Deutschland an der Spitze der Sozialreform, und da wurden die Arbeiterschutzgesetze in Deutschland mit der vielberufenen Gründlichkeit durchgeführt, die in England selbstverständlich nur auf dem Papier standen. Dann erklärte Herr Delbrück auf den Zwischenruf *Kaligesetz!* (bei dem bereits der Anfang einer staatlichen Lohnregelung beschlossen wurde): Beim *Kaligesetz* seien leider solche Anregungen angenommen worden; das sei verderblich; aber da habe das Reich in ein großes Monopol reglementierend eingegriffen. Die Regierung hält also den Schutz der Arbeiter, den sie sich beim *Kaligesetz* abringen ließ, für so verderblich, daß sie ihn den mit Hungerlöhnen darbedenden Hausarbeitern versagt und lieber das ganze Hausarbeitsgesetz scheitern ließe. Schließlich meinte der Staatssekretär: Die Gewerbegerichte könnten Tarifvertragsbestimmungen als ortsübliche Satzungen ansehen; da handelten sie ganz richtig. Hier wolle man jedoch zwingendes Recht



## JOHANNES HEIDEN · DIE VERSICHERUNG DER PRIVATANGESTELLTEN

**I**N allerletzter Stunde hat der Reichstag noch das Gesetz über die Versicherung der Privatangestellten erledigt. Einstimmig ist dieses Gesetz, dessen Inhalt sehr umstritten war, angenommen worden. Auch die Sozialdemokratie hat sich in der Schlußabstimmung dafür entschieden. Bestimmend für diese Haltung war, wie Genosse Hoch erklärte, der Umstand, daß das Gesetz Fortschritte enthalte, und in ihm ein Schritt zur allgemeinen reichsgesetzlichen Regelung aller Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu erkennen sei.

Die Schichten der Abhängigen, die unter dem gemeinsamen Namen *Privatangestellte* zusammengefaßt werden, genießen schon seit längerer Zeit größeres Wohlwollen bei der Mehrheit des Reichstags als die Arbeiter. Der Hauptgrund hierfür ist die Absicht die Privatangestellten von den Arbeitern abgesondert zu erhalten. Sie sollen von dem Anschluß an die Arbeiterpartei abgehalten werden und den bürgerlichen Parteien verbunden bleiben. Zu diesem Zweck hat die Gesetzgebung das Recht des Arbeitsvertrags für die Handlungsgehilfen im Handelsgesetzbuch und für Techniker, Werkmeister usw. durch die Gewerbeordnung im Vergleich mit dem Arbeitsvertrag der Arbeiter im engeren Sinn verhältnismäßig günstig geregelt. In die Reihe der gesetzgeberischen Maßnahmen, die für die Regierung und die bürgerlichen Parteien unter dem neuen Mittelstand werben sollen, wird jetzt das Versicherungsgesetz gestellt. Sind bei allen sozialpolitischen Gesetzen die politischen Zwecke leicht zu erkennen, so weist die unglaublich schnelle Erledigung des Versicherungsgesetzes für Privatangestellte unverkennbar auf die Rolle hin, die dem neuen Gesetz in der Agitation für die jetzigen Reichstagswahlen zugeordnet ist. Während der Wahlen des Jahres 1907 war den Privatangestellten das Versicherungsgesetz versprochen worden. Das Versprechen nunmehr einzulösen gebot das Agitationsbedürfnis den bürgerlichen Parteien, die den größten Teil der Angestellten als ihre Parteigänger ansprechen. Die Rücksicht auf die Wahlgewinnlichkeit hat dann zu einer Beratung des Gesetzes geführt, bei der von Grundleichkeiten nicht mehr gesprochen werden kann. Allen Erörterungen der vielen Schwierigkeiten, die das Gesetz bietet, ist die Kommission des Reichstags ausgewichen, und das Plenum erst recht. Eine im Lauf des letzten Sommers aus den Vertretern der verschiedenen, am neuen Gesetz interessierten wirtschaftlichen Verbände gebildete Arbeitszentrale hatte in einer Denkschrift nachgewiesen, daß die von der Regierung für unmöglich erklärte Verbindung mit der Arbeiterversicherung respektive deren Ausbau zur Gewährung von Leistungen in der Höhe der Vorschriften des neuen Gesetzes sehr wohl durchführbar sei. Diese Denkschrift ist nicht beachtet worden; weder Regierung noch Kommission noch Plenum des Reichstags haben sie eingehend geprüft, weil, wie Professor Moldenhauer-Köln in der *Deutschen Juristenzeitung* vom 15. November ganz richtig schrieb, man nicht glaubte »innerhalb 6 Wochen eine vollständige Umänderung des Entwurfs vornehmen zu können«. Weil die Wahlen vor der Tür standen, verzichtete der Reichstag auf gründliche Arbeit und schuf ein unzulängliches und für die Entwicklung des gesamten sozialpolitischen Versicherungswesens folgenschweres Gesetz.



Die Versicherungspflicht nach dem neuen Gesetz erstreckt sich auf Angestellte in leitender Stellung, Betriebsbeamte, Werkmeister und andere Angestellte in einer ähnlich gehobenen oder höhern Stellung ohne Rücksicht auf ihre Vorbildung, auf Bureauangestellte, soweit sie nicht mit niederen oder lediglich mechanischen Dienstleistungen beschäftigt werden, auf Handlungsgehilfen und Apothekergehilfen, Bühnen- und Orchestermittglieder ohne Rücksicht auf den Kunstwert der Leistungen, Lehrer und Erzieher und auf die höheren Angestellten aus der Schiffsbesatzung. Der Bundesrat kann die Versicherungspflicht auf Selbständige, die keine Angestellten beschäftigen, ausdehnen. Die in Betrieben oder im Dienst des Reichs, eines Bundesstaats, einer Gemeinde, eines Gemeindeverbands oder eines Trägers der reichsgesetzlichen Arbeiter- und Angestelltenversicherung Beschäftigten sowie Geistliche, Lehrer und Erzieher an öffentlichen Schulen oder Anstalten sind von der Versicherungspflicht befreit, wenn ihnen Anwartschaft auf Ruhegeld und Hinterbliebenenrenten nach einer vom Bundesrat festzusetzenden Gehaltsklasse gewährleistet ist. Versicherungsfreiheit besteht auch für die Angehörigen einiger Berufsgruppen, solange sie lediglich für ihren Beruf ausgebildet oder vorläufig beschäftigt werden, und endlich für Ärzte, Zahnärzte und Tierärzte für ihre berufliche Tätigkeit. Empfänger von Ruhe- oder Wartegeld werden unter gewissen Voraussetzungen auf ihren Antrag von der Versicherungspflicht befreit. Die obere Gehaltsgrenze für die Versicherungspflicht ist auf 5000 Mark, die Altersgrenze auf das 60. Lebensjahr festgesetzt. Wie in der Invalidenversicherung ist auch in der Angestelltenversicherung die freiwillige Fortsetzung der Versicherung nach Wegfall der Voraussetzungen für die Zwangsversicherung möglich. Bedingung ist aber, daß mindestens 6 Monatsbeiträge auf Grund der Versicherungspflicht geleistet worden sind. Der Entwurf wollte die Fortsetzung der Versicherung erst nach Entrichtung von 60 Monatsbeiträgen gestatten. Die Fortsetzung des Versicherungsverhältnisses nach Erlöschen der Versicherungspflicht ist die einzige Form der freiwilligen Beteiligung. Selbstversicherung wie bei der Invalidenversicherung ist nicht möglich. Nach der Höhe des Jahresgehalts werden 9 Gehaltsklassen A bis J gebildet. Die Grenzen der Klassen werden von 550, 850, 1150, 1500, 2000, 2500, 3000, 4000 und 5000 Mark gebildet. Um eine höhere Versicherungsleistung zu erzielen, ist bis zum vollendeten 25. Lebensjahr gestattet Versicherung in einer höhern Klasse zu nehmen als dem Verdienst entspricht. Diese Altersgrenze ist außerordentlich niedrig. Für viele Angestellte mit akademischer Bildung beginnt die Versicherungspflicht erst nach Überschreiten dieser Altersgrenze, und auch für die anderen wird in so jungen Jahren kaum ein Anreiz bestehen sich über das Pflichtmaß hinaus zu versichern. Bei Herabsetzung des Gehalts ist dem Versicherten gestattet in der bisherigen höhern Gehaltsklasse zu bleiben, wenn er dieser mindestens 6 Monate lang angehört hat.

Die Beiträge zur Versicherung werden von den Versicherten und ihren Arbeitgebern je zur Hälfte getragen. Sie sind nach dem Prämierendurchschnittsverfahren bemessen und betragen für den Monat in den 9 Gehaltsklassen der Reihe nach 1,60; 3,20; 4,80; 6,80; 9,60; 13,20; 16,60; 20,00 und 26,60 Mark. Falls jemand in einer höhern Gesellschaftsklasse versichert ist als seinem Verdienst entspricht, muß er den höhern Beitrag allein zahlen. Die Entrichtung der Beiträge hat durch den Arbeitgeber zu erfolgen. Sie geschieht durch Verwendung von Marken, die in Versicherungskarten geklebt werden. Die

Einziehung des auf den Versicherten fallenden Beitragsanteils erfolgt durch Abzug vom Gehalt. Unterlassener Beitragsabzug kann nur bei der nächsten Gehaltszahlung nachgeholt werden. Die Regelung der Beitragsentrichtung, der Verwendung und der Entwertung der Marken gleicht vollkommen der, die für die Invalidenversicherung gilt. Auch die Bestimmungen, die dem Arbeitgeber oder Dritten das Zurückbehalten der Karte gegen den Willen des Versicherten und die Vornahme unzulässiger Eintragungen in die Karte und deren Kennzeichnung durch irgendwelche Merkmale verbieten, sind den entsprechenden Vorschriften der Reichsversicherungsordnung nachgebildet. Die Frist zur Erneuerung der Karte ist auf 5 Jahre festgesetzt.

Die Leistungen der Versicherung bestehen in Ruhegeld und Hinterbliebenenversorgung. Auf diese Leistungen haben die Versicherten und ihre Hinterbliebenen bei Erfüllung der vom Gesetz geforderten Voraussetzungen Rechtsanspruch. Daneben kann, genau wie in der Invalidenversicherung, Heilverfahren gewährt werden; Pflicht hierzu besteht nicht. Voraussetzung für die Gewährung der Pflichtleistungen ist die Erfüllung der Wartezeit und die Aufrechterhaltung der Anwartschaft. Die Wartezeit ist erheblich länger als bei der Invalidenversicherung; sie beträgt für die Gewährung des Ruhegelds bei männlichen Versicherten 120 und bei weiblichen Versicherten 60 Beitragsmonate und für die Gewährung von Hinterbliebenenversorgung bei allen Versicherten 120 Beitragsmonate. Diese Fristen verlängern sich, wenn weniger als 60 Monatsbeiträge auf Grund der Versicherungspflicht geleistet worden sind. In diesem Fall haben männliche Versicherte für die Gewährung des Ruhegelds eine Wartezeit von 150 und weibliche Versicherte von 90 Beitragsmonaten zurückzulegen. Für Hinterbliebenenrenten beträgt die Wartezeit, wenn nicht mindestens 60 Beiträge auf Grund der Versicherungspflicht nachgewiesen werden, immer 150 Beitragsmonate. Um den einmal geleisteten Beiträgen ihre Wirksamkeit für den Versicherungsfall zu sichern, ist, wie bei der Invalidenversicherung, die Entrichtung einer gewissen Mindestzahl von Beiträgen erforderlich (Aufrechterhaltung der Anwartschaft). In den ersten 10 Jahren nach Beginn der Versicherungspflicht sind mindestens jährlich 8 Monatsbeiträge, für die folgenden Jahre mindestens jährlich 4 Monatsbeiträge zu entrichten. Nach Entrichtung von 120 Monatsbeiträgen kann, wenn Versicherungspflicht nicht besteht, durch Zahlung einer Anerkennungsgebühr von jährlich 3 Mark die Anwartschaft aufrechterhalten werden. Zeiten, in denen der Versicherte der Militärpflicht genügt, oder im Mobilmachungsfall freiwillig Kriegsdienst geleistet hat, gelten für die Aufrechterhaltung der Anwartschaft als Beitragsmonate. Das gleiche gilt für Krankheitszeiten und bis zur Dauer von höchstens 2 Monaten bei Arbeitsunfähigkeit, die durch Schwangerschaft oder Wochenbett veranlaßt worden ist. Die zum Besuch einer staatlich anerkannten Lehranstalt aufgewandte Zeit wird ebenfalls als Beitragszeit für Aufrechterhaltung der Anwartschaft erachtet.

Auf Ruhegeld haben die Versicherten im Fall der Berufsunfähigkeit oder bei Vollendung des 65. Lebensjahrs Anspruch. In beiden Punkten unterscheidet sich die Angestelltenversicherung vorteilhaft von der Invalidenversicherung. Bei der Invalidenversicherung wird die Altersrente erst bei Vollendung des 70. Lebensjahrs und wenn für rund 24 Jahre Beiträge entrichtet worden sind, gewährt. Hier genügt die Vollendung des 65. Lebensjahrs und die Beitragsentrichtung für 10 Jahre. Das Ruhegeld der Angestelltenversicherung, das bei

Vollendung des 65. Lebensjahrs gewährt wird, ist genau so hoch wie das im Fall der Berufsunfähigkeit zu zahlende, während die Altersrente der Invalidenversicherung niedriger ist als die Invalidenrente. Berufsunfähigkeit wird dann angenommen, wenn die Arbeitsfähigkeit auf weniger als die Hälfte der eines körperlich und geistig gesunden Versicherten von ähnlicher Ausbildung und gleichwertigen Kenntnissen und Fähigkeiten herabgesunken ist. Die Invalidenrente der Arbeiterversicherung wird dagegen erst gewährt, wenn die Arbeitsfähigkeit auf weniger als ein Drittel gesunken ist; auch kennt die Arbeiterversicherung keine Berufs- sondern nur allgemeine Invalidität. Auch in der Angestelltenversicherung wird zwischen dauernder und vorübergehender Berufsunfähigkeit unterschieden. Bei der erstern beginnt der Anspruch auf Ruhegeld mit dem Tag der Invalidität, bei der letztern nach Ablauf der ersten 26 Wochen. Vorsätzliche Herbeiführung der Invalidität verwirkt den Anspruch auf Ruhegeld; wenn der Versicherte sich die Invalidität bei Begehen einer Handlung, die nach strafgerichtlichem Urteil ein Verbrechen oder vorsätzliches Vergehen ist, zugezogen hat, kann ganz oder teilweise Versagung des Ruhegelds eintreten.

Die Hinterbliebenenversorgung erstreckt sich auf Witwe und Kinder des Versicherten. Falls eine Frau infolge Erwerbsunfähigkeit des Mannes ganz oder überwiegend die Familie ernährt hat, so steht auch dem Mann und den Kindern Witwen- und Waisenrente zu. Das jährliche Ruhegeld beträgt  $\frac{1}{4}$  der in der Wartezeit von 120 Monaten entrichteten Beiträge und  $\frac{1}{8}$  der übrigen Beiträge. Bei weiblichen Versicherten, für die die Wartezeit, wie schon erwähnt, nur 60 Monate beträgt, beläuft sich das Ruhegeld, wenn der Versicherungsfall vor Entrichtung von 120 Beiträgen eintritt, auf  $\frac{1}{4}$  der in den ersten 60 Monaten entrichteten Beiträge. Warum nicht alle geleisteten Beiträge zur Anrechnung kommen, ist nicht zu verstehen. Die Witwen- (Witwen-)rente beträgt  $\frac{2}{5}$  des Ruhegelds, das dem Verstorbenen gebührt hätte; Waisen erhalten  $\frac{1}{5}$  der Witwenrente, Doppelwaisen  $\frac{1}{3}$  dieser Rente. Das Ruhegeld wird entzogen, wenn der Empfänger nicht mehr berufsunfähig ist. Witwenrente fällt bei der Wiederverheiratung weg, in diesem Fall erhält die Witwe das 3fache ihrer Jahresrente als Abfindung. Waisenrenten fallen mit Vollendung des 18. Lebensjahrs fort. Die Invalidenversicherung kennt keine Abfindung an die zur Wiederverheiratung schreitende Witwe, und den Waisen wird nur bis zum 15. Jahr Rente gewährt.

Neben dem Bezug von Renten auf Grund der Arbeiterversicherung und neben Gehalt, Lohn oder sonstigem Einkommen aus gewinnbringender Beschäftigung ruht das Ruhegeld, soweit sämtliche Bezüge zusammen den Jahresverdienst übersteigen, der dem Durchschnitt der 60 höchsten Beiträge entspricht. Die Witwenrente wird nach den Beschlüssen des Reichstags entgegen dem Vorschlag des Regierungsentwurfs durch Gehalt, Lohn oder sonstiges Einkommen der Witwe nicht berührt. Nur wenn die Hinterbliebenenbezüge aus der Angestelltenversicherung und Bezüge aus der Arbeiterversicherung zusammentreffen, ruhen die ersteren soweit als beide zusammen mehr als  $\frac{9}{10}$  des höchsten Jahresverdiensts des Versicherten übersteigen. Verbüßung von Freiheitsstrafen von mehr als einem Monat, Verbringung in ein Arbeitshaus oder eine Besserungsanstalt sowie Aufenthalt im Ausland ohne Zustimmung des Rentenausschusses bringen die Bezüge der Angestelltenversicherung ebenfalls zum Ruhen.

Weibliche Versicherte erhalten im Fall der Verheiratung die Hälfte der Beiträge zurückerstattet; nach dem Tod einer weiblichen Versicherten können deren Angehörige, wenn sie mit der Verstorbenen in häuslicher Gemeinschaft gelebt haben oder wesentlich aus deren Arbeitsverdienst unterhalten worden sind, Erstattung der Hälfte der Beiträge beanspruchen. Voraussetzung für den Erstattungsanspruch ist in beiden Fällen die Erfüllung der Wartezeit von 60 Monaten, weiter, daß noch kein Ruhegeld bezogen ist, und kein Anspruch auf Hinterbliebenenversorgung besteht. Wie die Bezüge aus der Arbeiterversicherung sind auch die Leistungen der Angestelltenversicherung im allgemeinen der Pfändung und Verpfändung entzogen. Nur für Alimente, Armenunterstützungen und Beiträge zur Versicherung können sie in Anspruch genommen werden.

Als Träger der Versicherung wird eine Reichsversicherungsanstalt mit dem Sitz in Berlin errichtet. Sie ist eine öffentliche Behörde und rechtsfähig. Ihre Organe sind das Direktorium, der Verwaltungsrat, die Rentenausschüsse und die Vertrauensmänner. Nach dem Vorschlag der Regierung sollte das Direktorium ausschließlich aus Beamten bestehen, die vom Kaiser ernannt werden. Der Reichstag hat dem Direktorium 4 nichtbeamtete Mitglieder zugesellt (2 Arbeitgeber und 2 Versicherte). Der Wert dieses Beschlusses wird dadurch erheblich beeinträchtigt, daß für Abstimmungen den beamteten Mitgliedern stets die Mehrheit gesichert ist; von den nichtbeamteten Mitgliedern haben, wenn nötig, so viele auszuschneiden, daß bei der Beschlußfassung die beamteten Mitglieder in der Mehrzahl sind. Die nichtbeamteten Mitglieder des Direktoriums werden von den entsprechenden Gruppen des Verwaltungsrats aus seiner Mitte gewählt. Die Gewählten scheiden aus dem Verwaltungsrat aus. Für den Verwaltungsrat sind die Vertrauensmänner der Wahlkörper. Jede Gruppe sendet mindestens 12 Vertreter in den Verwaltungsrat, außerdem gehört ihm der Präsident des Direktoriums oder dessen Vertreter als Vorsitzender an. Der Verwaltungsrat hat das Direktorium bei Vorbereitung von Beschlüssen gutachtlich zu beraten; außerdem hat er den Vorschlag festzusetzen und Rechnungsabschlüsse und Bilanzen der Reichsversicherungsanstalt abzunehmen. Wichtige Funktionen sind den Rentenausschüssen zugewiesen. Sie werden von der Reichsversicherungsanstalt nach Bedarf errichtet. Den Vorsitzenden des Rentenausschusses ernennt der Reichskanzler. Die Beisitzer, mindestens 20, werden zur Hälfte von den Vertrauensmännern der Arbeitgeber und zur andern Hälfte von den Vertrauensmännern der Versicherten gewählt. Zu den Obliegenheiten der Rentenausschüsse gehört die Feststellung und Anweisung sowie die Entziehung und Einstellung von Versicherungsleistungen. Außerdem hat er Anträge auf Einleitung eines Heilverfahrens vorzubereiten.

Die Vertrauensmänner bilden den Unterbau der Vertretung der Versicherten und der Arbeitgeber. Sie werden von diesen direkt gewählt. Für den Bezirk jeder untern Verwaltungsbehörde sollen von jeder Gruppe 3 Vertrauensmänner gewählt werden. Sind mehr als 10 000 Versicherte vorhanden, so kann für jedes angefangene Zehntausend die Zahl der Vertrauensmänner aus jeder Gruppe um 2 erhöht werden. Um den Einfluß der Großkaufleute zu stärken, kann das Stimmrecht der Arbeitgeber nach der Zahl der von ihnen beschäftigten Versicherten verschieden festgesetzt werden. Aufgabe der Vertrauensmänner ist die Wahl der Beisitzer zu den Rentenausschüssen, den Schiedsgerichten, dem Oberschiedsgericht und zum Verwaltungsrat. Als recht-

sprechende Behörden höherer Instanz werden Schiedsgerichte und ein Oberschiedsgericht errichtet. Die Schiedsgerichte und das Oberschiedsgericht bestehen aus dem Vorsitzenden, dessen Stellvertreter und Beisitzern aus den Kreisen der Versicherten und Arbeitgeber. Sämtliche Kosten der Rentenausschüsse, der Schiedsgerichte und des Oberschiedsgerichts trägt die Reichsversicherungsanstalt. Gemeinden, Bundesstaaten und Reich, die für die Versicherungsbehörden der Arbeiterversicherung die Kosten ganz oder teilweise zu tragen haben, sind für die Behörden der Angestelltenversicherung nicht zur Kostentragung verpflichtet. Für die reinen Verwaltungsorgane (Vertrauensmänner, Verwaltungsrat und Direktorium) sind Versicherte und Arbeitgeber beiderlei Geschlechts wählbar. Zu den Rentenausschüssen, den Schiedsgerichten und dem Oberschiedsgericht können nur Männer gewählt werden. Die Wählbarkeit der Frauen zu diesen Ämtern ist abgelehnt worden, weil es sich um richterliche Funktionen handelt, die man Frauen noch immer nicht übertragen will. Im übrigen gelten für die Wählbarkeit die gleichen Bedingungen wie in der Arbeiterversicherung: Volljährigkeit, Reichsangehörigkeit, Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte und Verfügungsfreiheit über sein Vermögen. Auch für die Ablehnung der Wahl und die Folgen unberechtigter Ablehnung gelten die gleichen Grundsätze wie in der Arbeiterversicherung. Die Wahlen erfolgen nach dem System der Verhältniswahl. Die Gewählten sind zur Amtsverschwiegenheit verpflichtet. Sie verwalten ihr Amt als Ehrenamt und erhalten Unkostenentschädigung, Ersatz für entgangenen Arbeitsverdienst und eventuell Aufwandsentschädigung. Die Amtsdauer beträgt für alle Gewählten 6 Jahre. Niemand kann zweien von den 3 rechtsprechenden Instanzen (Rentenausschuß, Schiedsgericht und Oberschiedsgericht) angehören.

Das Verfahren bei der Feststellung der Leistungen ist ähnlich wie in der Arbeiterversicherung geregelt. Alle Anträge sind an den Rentenausschuß zu richten. Der Vorsitzende bereitet das Verfahren vor, seine Befugnisse hierbei sind sehr groß. Soweit es sich um Ruhegeld wegen Vollendung des gesetzlichen Alters, um Hinterbliebenenrente, um Abfindung oder Beitrags-erstattung handelt, entscheidet er allein ohne mündliche Verhandlung, in anderen Fällen findet nach Abschluß des Vorverfahrens mündliche Verhandlung vor dem Ausschuß statt, wobei neben dem Vorsitzenden je ein Arbeitgeber und Versicherter mitwirken. Gegen die Bescheide der Rentenausschüsse kann innerhalb eines Monats Berufung zum Schiedsgericht eingelegt werden, das in der Regel in der Besetzung mit dem Vorsitzenden und je 2 Beisitzern aus den Kreisen der Versicherten und Arbeitgeber entscheiden soll. Das Schiedsgericht ist aber auch beschlußfähig, wenn aus jeder Gruppe nur ein Beisitzer teilnimmt. Die Urteile des Schiedsgerichts sind in den meisten Fällen endgültig. In einigen Streitfragen kann gegen sie Revision beim Oberschiedsgericht erfolgen, wofür die Frist auch einen Monat beträgt. Die Revision ist ausgeschlossen, wenn es sich um Höhe, Beginn und Ende von Ruhegeld oder Erstattung und um Kosten handelt.

Eine der größten Streitfragen bei der Angestelltenversicherung war die Frage nach der Zulassung von Ersatzklassen. Sie wurde zu ungunsten der Angestellten entschieden. Obwohl unter den verschiedenen Verbänden der Angestellten Einstimmigkeit über die Ablehnung der Ersatzkassen herrscht, sind sie vom Gesetzgeber zugelassen worden. Soweit Fabriks-, Betriebs-, Haus-, Seemanns- und ähnliche Kassen am 5. Dezember dieses Jahres bestanden haben,

können sie bis zum 1. Januar 1913 ihre Zulassung als Ersatzkasse beantragen, wenn sie bis dahin die Rechtsfähigkeit erlangt haben. Zur Sicherung der Angestellten sind verschiedene Bestimmungen getroffen, die die Gleichwertigkeit der Leistungen der Ersatzkasse mit denen der Reichsversicherungsanstalt garantieren sollen. Die Beitragsleistung zu einer Ersatzkasse soll bei der Berechnung der reichsgesetzlichen Versicherungsleistungen berücksichtigt werden. Die Entscheidungen der Ersatzkassen können innerhalb der gesetzlichen Frist mit den Rechtsmitteln, die das Versicherungsgesetz kennt, angefochten werden, und für die Entscheidungen sind die Schiedsgerichte zuständig. Zu den Kosten dieser Spruchinstanzen müssen die Ersatzkassen einen Pauschbeitrag leisten.

Den Lebensversicherungsgesellschaften ist es gelungen durchzusetzen, daß Angestellte, die bis zum 5. Dezember dieses Jahres eine Lebensversicherung abgeschlossen haben, von der Teilnahme an der reichsgesetzlichen Versicherung befreit werden. Voraussetzung hierfür ist, daß der Beitrag zur privaten Versicherung mindestens so hoch ist wie der den Gehaltsverhältnissen des Angestellten entsprechende Beitrag zur Reichsversicherungsanstalt sein würde. Das gleiche gilt für Angestellte, die bei Aufnahme der versicherungspflichtigen Beschäftigung das 30. Lebensjahr vollendet haben, wenn sie nachweisen, daß sie seit mindestens 3 Jahren einen Versicherungsvertrag abgeschlossen haben. In diesen Fällen hat der Arbeitgeber seinen Beitragsanteil an die Reichsversicherungsanstalt abzuführen.

Während der ersten 10 Jahre beträgt die Wartezeit zur Erlangung von Hinterbliebenenrente 60 Monate, für die auf Grund der Versicherungspflicht Beiträge geleistet sein müssen. Tritt der Versicherungsfall in den ersten 15 Jahren der Gültigkeit des Gesetzes ein, so wird den Hinterbliebenen, wenn sie keinen Anspruch auf Rente haben, die Hälfte der Beiträge zurückerstattet.

Es liegt nahe bei der Betrachtung des Versicherungsgesetzes für die Angestellten Vergleiche mit der Invalidenversicherung zu ziehen. Dabei fällt mancher Vorzug des neuen Gesetzes auf. Die Anerkennung der Berufsinvalidität, die Gewährung des Ruhegelds bei Herabsetzung der Erwerbsunfähigkeit auf die Hälfte, die Gewährung der Altersversorgung bei Vollendung des 65. Lebensjahrs sind Einrichtungen, die vor wenigen Monaten vergeblich für die Arbeiterversicherung gefordert worden sind. Die Reichsversicherungsordnung sollte an der Herabsetzung der Altersgrenze auf 65 Jahre scheitern. Anerkennung der Berufsinvalidität und Gewährung der Rente bei Herabsetzung der Arbeitsfähigkeit nicht auf zwei Drittel sondern auf die Hälfte wurden gar nicht ernsthaft diskutiert. Vorteilhaft unterscheidet sich auch die Regelung der Voraussetzungen für die Gewährung der Witwenrente. Die Witwe des Angestellten erhält auf alle Fälle Rente; die des Arbeiters nur, wenn sie arbeitsunfähig ist. Wenn auch die Renten nicht eine Versorgung bieten, so übertreffen sie doch die der Invalidenversicherung. Trotz der Anerkennung mancher Einzelheiten kann man sich aber des Gesetzes als Ganzen nicht recht freuen. Es sei ganz davon abgesehen, daß das Gesetz viele Unklarheiten enthält, daß manche Zweifel, die sich schon während der Debatten im Parlament eingestellt haben, nicht gelöst sondern mit unverbindlichen Erklärungen von Regierungsvertretern unterdrückt worden sind. Schwere fällt schon ins Gewicht, daß es nicht gelungen ist den beteiligten Versicherern und Arbeitgebern maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung zu verschaffen. Wenn die Reichstagskommission den

Verwaltungsausschuß als Instanz, die die Geschäftsführung des Direktoriums überwacht, beseitigt und dafür je 2 Versicherte und Arbeitgeber als Mitglieder ins Direktorium versetzt hat, so ist das nur der Tausch eines wertlosen Platzes mit einem, der nicht wertvoller ist. Die Vertreter sind im Direktorium immer in der Minderheit und können also auch dort im Resultat höchstens Berater, nicht Beschließende sein. In dieser Frage ist durch die Reichsversicherungsordnung für die Versicherungsanstalten das Gegenteil angeordnet worden: die Vertreter der Versicherten und Arbeitgeber müssen bei der Beschlußfassung stets die Mehrheit haben. Bedauerlich ist, daß die Versuche die gewählten Vertreter möglichst unabhängig zu machen nicht zum Ziel geführt haben. Die vom Genossen Hue vertretene Forderung Empfänger von Ruhegeld für wählbar zu erklären und der Antrag Potthoffs die Gewählten, ähnlich wie dies im preußischen Berggesetz für die Sicherheitsmänner geschehen ist, vor Maßregelung zu schützen, hätten zur Stärkung der Stellung der Vertreter dienen können. Der größte Nachteil ist aber die Trennung der Reichsversicherung in zwei Teile: Arbeiterversicherung und Angestelltenversicherung. Viele Angestellte gehören heute schon der Arbeiterversicherung an. Ihre Zahl wird sich noch erhöhen, sobald die Reichsversicherungsordnung in Wirksamkeit getreten ist, die für die Krankenversicherung die Gehaltsgrenze auf 2500 Mark und für die Unfallversicherung auf 5000 Mark heraufsetzt. Diese haben es in Zukunft noch mit einer Versicherungseinrichtung mehr zu tun. Die neue Einrichtung, die einen vollständig selbständigen Verwaltungsapparat erhält, macht erhebliche Kosten, die von den Versicherten und den Arbeitgebern zu tragen sind. Die Allgemeinheit trägt nichts dazu bei.

Unverkennbar ist die Absicht die Angestellten als die besseren von den Arbeitern nach Möglichkeit zu trennen. Das gereicht den Angestellten zum mindesten in dem gleichen Maß zum Schaden wie den Arbeitern. Die Angestellten werden nicht nur mit den Kosten einer besondern Verwaltung belastet sondern müssen auch auf jede Beihilfe aus allgemeinen Mitteln verzichten. Der Fürsorgegedanke ist gänzlich preisgegeben worden. Er kommt zwar in der Arbeiterversicherung auch nicht besonders stark zum Ausdruck; immerhin ist mit den Zuschüssen des Reichs zu den Invaliden-, Alters- und Hinterbliebenenrenten anerkannt, daß die Gesamtheit dem einzelnen zu helfen hat, weil der wirtschaftliche Erfolg und die Vermehrung des Reichtums — die nur wenigen zugute kommen — durch die Arbeit derer, die am wenigsten von ihnen haben, wesentlich mitgeschaffen werden, ohne sie gar nicht möglich sind. Die Angestelltenversicherung verläßt bewußt den Weg, der mit der Invalidenversicherung beschritten ist; auf ihm müßte aber jede Sozialpolitik, die wirklich Fürsorge sein will, weitergehen.

XX  
**ERNST SCHUR · DIE LEBENDIGE SCHÖNHEIT  
 DER MUSEEN**

**I**N den Straßen der Großstadt, die uns Tag für Tag Verwirrungen und Ablenkungen bringen, deren nie ruhendes, geschäftiges Treiben uns immer wieder von der erschnitten Sammlung und Selbstbesinnung zurückhält, suchen wir nach Stätten feierlicher Erhebung, die uns von dem Alltag fortführen, die uns in die umfassenderen Kreise der geschichtlichen Entwicklung und zu den reinen Höhen der Kunst geleiten.

Beide Aufgaben erfüllen die Museen. Wir atmen auf, wenn wir sie betreten. Wir werden uns bewußt, daß es noch andere Dinge gibt als tägliches Treiben und Hasten. Diese Stätten sollten überflüssig sein, weil sie dem Alltag scheinbar ferngerückt sind und seinen Interessen nicht dienen? Darum soll man diese Stätten mit Ehrfurcht betreten und immer daran denken, daß hier die großen Kunstwerke der Welt bewahrt werden, Dinge, um die uns die Völker beneiden, in denen das Schaffen der Menschheit sich seine Dokumente schuf.

Der Gedanke, daß wir diese Werke besitzen, ist uns gewohnt geworden. Aber man mache sich klar, was das heißt, daß wir nur einen kurzen Weg, einen Spaziergang zurückzulegen brauchen, und die Höhepunkte der Kulturen aller Zeiten und Völker sind uns gegenwärtig. Noch eben gingen wir im Lärm der Großstadt, und plötzlich umfängt uns die Stille, und die Feierlichkeit weitet unsere Seele und erfüllt sie mit Erwartungen. Das Kleine, Enge, Alltägliche fällt von uns ab; groß und frei wandeln wir in hohen Räumen, und die Meisterwerke grüßen uns, die abseits vom Leben der Gegenwart zu stehen scheinen und doch voll des höchsten Lebensgefühls sind. Museen sind nicht zufällige Ansammlungen, sie sind Dokumente einer Entwicklung. Und indem wir in Italien, in Holland, in Spanien, im Orient wie im mittelalterlichen Deutschland hier heimisch werden, werden wir über uns hinausgehoben, das Lebensgefühl stärkt, steigert sich in uns, und wir erleben uns in diesen Werken. Denn all dies schuf rastloser, suchender Menschengestalt, glühende Künstlerschmucht, wie sollten uns diese Werke fremd sein? Vor der Entwicklung, auf die das Menschengeschlecht zurückblickt, ist die Aufeinanderfolge dieser Perioden nur eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit. Vorher gehen Epochen, in denen sich menschlicher Geist aus dem Tierischen erst emporrang, und von da geht es noch weiter zurück, in unerforschtes Dunkel. Wie lange mußte es dauern, bis in dem suchenden Geist Helligkeit zu dämmern begann, als die Hand sich geschickt regen wollte, und die Sinne mit Entzücken spürten, daß das sich formen wollte, was in alltäglichen Gebrauchsgegenständen das Leben schmückte. Und dann bis zu den Perioden, in denen der Formdrang, der Schöpferwille sich ganz über Nutzen und Zweck erhob und wie in Rausch und Jubel das scheinbar Zwecklose schuf: das Kunstwerk.

Auf diesen Höhen wandeln wir, wenn wir in unsere Museen eintreten. Man unterdrücke nicht diese Gedanken, daß wir hier vor seltenen, kostbaren Dingen stehen, in denen der Wille und das Sein einer Zeit für immer Gestalt gewonnen haben, die nun als stumme Zeugen vor uns stehen und reden wollen. Der Inder, der seine Miniatur pinselte, der mittelalterliche Handwerker, der seine Statuen schnitzte, die Maler, die ihre Sehnsuchtsträume in Linie und Farbe Gestalt und Erscheinung werden ließen, sie alle sind von einem einigen Geist durchdrungen, der sich in ihren Werken verschiedenfach dokumentiert. Das ist die große Idee der Einheit aller Kunst, die noch jetzt ebenso in uns lebendig ist wie in frühen Tagen, die nur zuzeiten von dem Staub des Gewöhnlichen verschüttet wird, der sich auf unsere lebendige Seele legt. Diese Idee des Immergegenwärtigen, Lebendigen auch der fernsten Kunst reinigt und erhebt uns und erfüllt uns, wenn wir uns ihr ganz hingeben, mit den Schauern einer erhabenen Anschauung, deren wir uns nicht erwehren sollen; denn sie verschaffen uns den Zugang zum Verständnis dieser Werke am unmitttelbarsten.

Es kommt wirklich nicht darauf an, daß man die einzelnen Merkmale der ver-



schiedenen Künstler und Zeitepochen kenne und im Gedächtnis fleißig auseinanderhalte. Das ist die Aufgabe der Forscher und Historiker. Zudem kommt solches Verständnis von selbst, wenn man sich lange und mit Fleiß und Freude mit den Werken beschäftigt; es kommt wie etwas Selbstverständliches, wie eine notwendige Begleiterscheinung, während, wenn man diese Akzidenzien zuerst zu streng betont, man dem Menschen die unmittelbare Freude, und oft für immer, nimmt und unnötig eine Schranke aufrichtet, die dem freudigen Verstehen unüberwindbar erscheint, da sich nur immer neue Schwierigkeiten aufzutürmen scheinen.

Man bewahre sich die Naivetät des Kunstgenusses; man erhalte sich die Freude des unmittelbaren Betrachtens. Nicht alles ist für jeden. Aber für jeden gibt es etwas im großen Reich der Kunst, das zum Verweilen reizt. Und hier setze die Betrachtung ein. Mit freudigen, wachen Sinnen diese Räume zu betreten, das ist die beste Vorbereitung. Schönheitsdurstig zu sein, das ist der beste Nährboden für die Aufnahmefähigkeit der Kunst gegenüber. Selbst das verschnörkelteste, fremdeste Kunstwerk, dessen natürliches Leben unter einer Fülle übernommenen Beiwerks und formelhafter Ornamente erstickt zu sein scheint, birgt unter dieser Hülle doch ein lebendiges Moment. Ein Mensch arbeitet daran, eine Hand schuf es, eine Seele belebte es, Sinne schmückten es. Denn das geht nun nicht einmal anders: Was aus Menschenhand hervorging, hat irgendwie das lebendige Sein, das über toten Formalismus triumphiert. Darum ist es hier, weil es von diesem Lebendigen zeugt, und wenn auch die Leitung der Museen irren kann und Totes für Lebendiges nimmt und dem Schein, dem Nachgeahmten Bedeutung verleihen will, wenn auch manch überflüssiges, belangloses Werk in unseren Museen stehen mag, in der Hauptsache hat eine Sichtung stattgefunden, die eine vorbildliche Auswahl hergestellt hat und dem Betrachter den Genuß verbürgt.

Manchen hält die Freundartigkeit der Erscheinung in den einzelnen Kunstwerken, die sie durch die Zugehörigkeit zu bestimmten Kulturkreisen in bestimmten, gemeinsamen Stilmerkmalen erhalten, ab sich unmittelbar dem Kunstgenuß hinzugeben. Gewiß ist damit dem unmittelbaren Verständnis eine Schranke errichtet. Aber das ist nur scheinbar, und einige Überlegung führt dazu diese erste Fremdheit nicht zu schwer zu nehmen. Wohl mag es den, der sich den Werken entlegener Zeiten nähert, zuerst fremdartig berühren, wenn bestimmte Symbole in einer Epoche immer wiederkehren, charakteristische Haltungen der Hände immer wieder verwandt werden, Gewandfalten schematisch zur Erscheinung kommen, der Gesichtsausdruck bis zu scheinbarer Leere der Physiognomieen typisch wird, und Kompositionsschemen festgelegt werden, die allem Natürlichen Hohn zu sprechen scheinen. Das aber ist, um es gleich zu betonen, gerade das Eigentliche der Kunst. Denn es zeigt an, daß in dieser oder jener Epoche sich eine Formensprache gebildet hat, die von den einzelnen Künstlern als maßgebend übernommen wird. Die Sehnsucht der Zeit kommt darin zur Erscheinung die Natur, das Vorbild, so oder so zu bilden, und zu diesem Zweck verändern, formen sie das Naturvorbild und schaffen das, was wir Stil nennen. Man darf also vor diesem eigentümlich fremdartigen, das uns fremd berührt, weil wir dem Kulturkreis der fernen Epoche entrückt sind, nicht zurückschrecken. Auch wir haben in unserer Zeit eine bestimmte Anschauung, die uns eigen ist, und wenn wir unsere Kunstausstellungen durchwandern, stoßen wir ebenso auf Gemeinsamkeiten der künstle-

rischen Gestaltung, die Späteren als fremd erscheinen werden; es sind die Eigenheiten unserer Anschauung. Wären alle diese Werke der verschiedenen Zeiten und Völker uns gleich so unmittelbar verständlich, sie würden uns nicht so dauernd fesseln, da sie uns nur das sagen würden, was wir schon wissen. Aber allen diesen Verschiedenheiten liegt doch ein Gemeinsames zugrunde: das künstlerische Streben, das Ringen um Form und Stil, die Sehnsucht die Natur einzufangen; nur die Mittel sind verschieden, und es ist gerade reizvoll sich in diese Eigenheiten der Sprachen und Dialekte hineinzufühlen, hineinzudenken, hineinzuleben. Man betritt damit erst das Reich der Kunst. Man erlebt da seltsame Überraschungen. Die Madonnen der Frühitaliener haben oft die selbe typische Gestaltung im Gesichtsausdruck wie etwa die Frauen auf japanischen Holzschnitten.

Jedoch diese Fremdheit ist nur auf den ersten Blick vorwaltend. Bei allen großen Kunstwerken findet ein Ausgleich statt, der die Schroffheiten mildert. Nur in den Epigoneneperioden, die einem übertriebenen Manierismus huldigen, waltet das Fremde so beherrschend vor, daß es dem unmittelbaren Genuß hinderlich ist. Die großen Meister erheben sich darüber und kommen zu jenen großen Welten, die dem Genuß der Sinne sich rückhaltlos darbieten. Natur und Persönlichkeit geben den Werken den Stempel, und die Stilmerkmale breiten über diese Ewigbleibende nur ein äußeres Gewand. In anderen Fällen zwingt die Technik zu einer bestimmten, fremdartigen Form, und die Erkenntnis dieser Notwendigkeiten ergänzt in glücklicher Weise das Kunstverständnis. Jede Zeit hat ihren Stil; jede Persönlichkeit formt sich ihren Stil. Aber auch jeder Stoff diktiert dem Künstler eine besonders bedingte Behandlungsart. Die dekorative Malerei fordert im Hinblick auf die großen Räume, in denen sie Verwendung findet, eine weithin sichtbare, große Form, die zur Betonung von Kontur und Farbe führen. Die Glasfenster in den alten Kirchen wollen mit Rücksicht auf die dem Glasmaler zur Verfügung stehenden Farben behandelt sein. Teppiche verlangen wegen der Webetechnik besonders stilisierte Muster, und die Mosaiken, die aus tausend kleinen Steinchen zusammengesetzt sind, müssen zu einer eigentümlichen Eckigkeit in den Formen und einer konzentrierten Farbigkeit kommen. All dies will bedacht sein, wenn man Kunst verstehen will. Aber da die Kunst im Leben der Völker etwas Lebendiges ist, bietet sie an sich schon Anknüpfungspunkte genug, und der Fremdheit der Erscheinung liegt etwas Allgemeines zugrunde, das das Verständnis ermöglicht. Da ist es gerade reizvoll die verschiedenen Abwandlungen dieses Allgemeinen, des Schaffenstriebs, in den Besonderheiten der verschiedenen Völker zu erkennen, und so leitet das Fremde gerade zum Bleibenden, Allgemeinen hin.

Man halte sich immer gegenwärtig, daß es überhaupt noch nicht so lange her ist, daß wir Museen besitzen. Diese Stätten der Kunst im Leben der Gegenwart zu besitzen bedeutet etwas Unschätzbares. Nicht nur dem pekuniären Wert nach — denn hier sind Summen investiert, die uns schwindeln machen können — sondern für den Geist, für die Kultur. Die Museen gehören zum ständigen Besitz unserer Kultur; sie sind nicht wegzudenken. Ihr Einfluß wird immer weiter wirken, je mehr wir diesen Besitz uns erwerben. Gerade darum ist es bedeutungsvoll, daß die Nutzbarmachung dieser kostbaren Schätze immer weiteren Kreisen dient. Der Geist der modernen Entwicklung setzt sich damit selbst ein würdiges Denkmal. Wir wollen nicht aufhören darüber

zu staunen, daß uns diese Möglichkeit die beste, reifste Kunst zu sehen so ohne Schwierigkeit geboten ist. Es hat in der Tat, wenn wir intensiv darüber nachdenken, etwas Seltsames, daß wir mitten in dem lautesten Geschäfts- und Verkehrsviertel der Großstadt diese stille Insel der Kunst besitzen. Wenn wir im Dunkel der Nacht vorübergehen: welch eigentümlicher Gedanke, daß in diesem Gebäude da Raffael und Michelangelo und Indien und Persien, Holland und Frankreich in ihren Werken aufbewahrt sind und dort ein behütetes Dasein führen, Werke der Kunst, die an sich schon ein geheimnisvolles Dasein führen. Sie sind fremd hier: Andere Zeiten, andere Gegenden sahen sie entstehen und leben. Wir geben ihnen eine neue geistige Heimat, wenn wir immer eingedenk sind, daß es Stunden der Andacht waren, die wir unter ihnen verlebten, daß sie uns Schönheit schenkten und uns so für unsere Gegenwart reifer, kraftvoller machten, und daß wir diese Hallen nie aufsuchen wollen, ohne das Gefühl zu haben feierliches, geheiligtes Land zu betreten.

Es ist ein Rhythmus in diesen Werken: die Melodie der Menschheitsseele, die Leid und Freude erfahren, und die im Schaffen sich über sich selbst hinaus zu Schöpfungen gesteigert hat, in denen die Sehnsucht der Zeit gehalten ausklingt. Nichts Fremdes ist da: Diese Werke, in denen formvollendete Schönheit oder suchende Kraft sich zu jenen unvergänglichen Dokumenten geklärt hat, blicken uns an, daß wir spüren: es ist Geist von unserm Geist, Blut von unserm Blut, Seele von unserer Seele, Sehnsucht von unserer Sehnsucht, nichts Fremdes, etwas, das uns erschüttert und erhebt. Wer einmal dies Erlebnis gehabt hat, der weiß, was Kunst bedeutet, warum sie da ist, wird, lebt, stirbt, und warum sie die Menschen immer wieder mit ihrem Herzblut nährt; er weiß es, mag er auch keine Daten im Kopf haben und keine Stilmerkmale auswendig kennen. Und seine Sorge wird sein dies Erlebnis sich immer rein zu erhalten und nicht zu vergessen. Die Kunst wird ihm Menschheitsarbeit darstellen, hohe, reine Emanation des Menschheitswillens. Darum ist sie ihm ehrwürdig und feierlich. Wer aber im Reich der Kunst zu Gast sein will, muß das zuerst lernen, was sie fordert: das Seltene nicht alltäglich werden zu lassen. Allzuleicht verführen der Reichtum, die Mannigfaltigkeit der angesammelten Schätze dazu deren Bedeutung zu unterschätzen, zu vergessen, was es heißt, daß uns das alles, das mit so viel Verständnis und Mühen zusammengebracht ist, zur Verfügung steht. Und so gehöre die Zeit, die wir den Museen widmen, immer zu den feierlichen Stunden unseres Lebens.

XX  
**HENRIETTE FÜRTH · DER NEOMALTHUSIANIS-**  
**MUS UND DIE SOZIOLOGIE**



**R**UFEN wir uns, bevor wir in die eigentliche Würdigung unseres Gegenstands eintreten, einmal den Werdegang der Malthuslehre ins Gedächtnis. Malthus trat zuerst im Jahr 1798 mit seiner Behauptung hervor, daß die Menschen die Neigung hätten sich in geometrischer Progression zu vermehren, während die Nahrungsmittel nur in arithmetischer Reihe wachsen könnten. Sollte es daher nicht dahin kommen, daß durch das schnellere Wachstum der Menschen eine Übervölkerung und in der Folge Unterernährung, Verelendung und Untergang sich einstellten, so müßte der drohenden Übervölkerung durch Einschränkung des Nachwuchses oder durch vermehrte Sterbehäufigkeit entgegengewirkt werden. Als natürliche

Einschränkungs mittel galten ihm Hungersnöte, Seuchen, Epidemien, Kriege usw., als künstliche proklamierte er geschlechtliche Enthalt samkeit vor der Ehe, Hinausschiebung der Heirat auf ein möglichst spätes Lebensalter. Diese Hilfs mittel sind entweder grausam oder undurchführbar. Die Verhütung von Hungersnöten, Seuchen, Kriegen usw. sind Kulturaufgaben geworden, in deren Lösung die Kulturmenschheit schon ansehnliche Fortschritte gemacht hat. Der Beweis dafür ist der Rückgang der allgemeinen Sterbehäufigkeit, die Erhöhung der durchschnittlichen Lebensdauer. Das zweite von Malthus vorgeschlagene Einschränkungsmittel ist gleichfalls abzulehnen. Wie immer wir uns dazu stellen mögen: Der perennierende Geschlechtstrieb beim Kulturmenschen und die damit einhergehende sexuelle Hypertrophie ist, wenschon keine Kultur so doch eine kulturelle Tatsache. Wir haben uns mit ihr abzufinden und müssen daher die Enthalt samkeitsforderung Malthus' als aussichtslos betrachten. Und dies nicht nur in Ansehung etwaiger Entartungserscheinungen. Auch die sexuelle Normalität läßt eine frühere Fortpflanzung als sie im Rahmen der Malthusidee vorgesehen ist wünschbar erscheinen. Eine weit über die Zeit der Reife ausgedehnte sexuelle Abstinenz kann unter Umständen zu psychischen und physischen Störungen führen. Ferner sollen nach Ansicht einiger Physiologen die von Frauen im Alter von 25 bis 30 Jahren geborenen Kinder die beste Lebenserwartung haben. Diese Erwägungen mußten naturgemäß zu einer Gegnerschaft gegen die Malthustheorie der geschlechtlichen Enthalt samkeit vor der Ehe und der Hinausrückung der Eheschließung führen.

Auch andere Gegnerschaft tut sich auf. Da wird geltend gemacht, daß die Lehre des Malthus darum höchst volks- und massenfeindlich sei, weil sie sich in ihrer Forderung sexueller Enthalt samkeit in der Hauptsache nur an die Unbegüterten, auch sonst vom Leben stiefmütterlich Behandelten, wende. Ferner wurde und wird von namhaften Soziologen die ökonomische Richtigkeit der Malthustheorie bestritten. Und mancherlei in der Entwicklung scheint dem recht zu geben. Da ist die Tatsache, daß zum Beispiel das deutsche Volk von 1895 bis 1907 um 10 Millionen Menschen oder pro Jahr um etwa 830 000 zugenommen hat. Trotzdem ist der durchschnittliche Wohlstand gestiegen, und zwar nicht nur dadurch, daß etwa die großen Vermögen allein, das heißt also die Kapitalkonzentration, zugenommen hätten. Im größten Bundesstaat Preußen sind die Gesamtsteuersummen nicht nur absolut sondern auch relativ größer geworden. Es hat sich sowohl in der Zahl wie in den Steuerquoten der Zensiten eine nicht unbeträchtliche Verschiebung nach oben vollzogen, von der allerdings ein Teil nicht als Ausdruck größeren Vermögens und verbesserter Lebenshaltung sondern als Widerspiegelung der gegen früher verringerten Kaufkraft des Geldes anzusehen ist. Stärker noch scheint für die antimalthusianische Auffassung der Umstand zu sprechen, daß die Abwanderung aus Deutschland, besonders die überseeische Auswanderung, seit Jahren abnimmt. Im Jahr 1871, also unmittelbar nach dem Krieg wanderten 76 224 Personen aus. 1872 waren es 128 152. Dann nehmen die Zahlen in der damals einsetzenden Aufschwungsperiode des jungen Reiches ab und erreichen 1877 mit 22 898 Auswanderern ihren für damals tiefsten Stand. In den Jahrzehnten darauf flutet das auf und ab, je nachdem eine Welle der Prosperität Segen bringt oder eine Krisenzeit die Wirtschaftslage drückt. Wir haben 1881 eine Höchstziffer von 220 902; dann ein Herabgehen der Zahl und Wiederaufschnellen während der Krise zu Beginn der neunziger Jahre, von

1893 an ein langsames Absinken und im Jahr 1908 mit 19 883 Abwandernden den bis jetzt tiefsten Stand. Also trotz einer Bevölkerungszunahme, die nicht weit von der Jahresmillion entfernt ist, wachsender Wohlstand und sinkende Auswanderung. Ist dadurch nicht der Beweis erbracht, daß der Malthusianismus eine Irrlehre ist?

Und doch ist auch das nicht ganz richtig. Denn da ist einmal zu bedenken, daß das politisch geeinte Deutschland, ausgerüstet mit der wirtschaftlichen Stoßkraft eines arbeitstüchtigen, fleißigen und intelligenten Volkes die Nahrungsmittel aus der ganzen Welt heranzieht und die Produkte seiner Intelligenz und seiner industriellen Tüchtigkeit dafür hingibt. Wenn Deutschland und die übrigen Kulturstaaten sich auch künftig in gleichem Maß wie es während der letzten hundert Jahre der Fall war, vermehrten, könnte man vielleicht doch die Zeit absehen, da trotz all der gesteigerten Bodenergiebigkeit, all der verbesserten Wirtschaftsmethoden die Erde ihre Bewohner nicht mehr ernähren könnte. Oder wenigstens nicht mehr so ernähren wie es im Interesse der Artentwicklung nötig ist. Anderes kommt hinzu. Durch die gesundheitsgemäße Lebensweise und den ganzen Maßnahmenkomplex zur Verminderung der Sterblichkeit (Krankenversicherung, Arbeiterschutz, Seuchenbekämpfung, Städte-, Fabrik- und Wohnungsbau, Ausbau der Körperpflege usw.) wird die durchschnittliche Lebensdauer verlängert, damit die Menschenzahl erhöht. Man macht daher auch häufig geltend — und es sei dies den übrigen Einwänden gegen Malthus noch angereicht —, daß durch allzuviel Schutz und Fürsorge ebenso wie durch Einschränkung der Kinderzahl die Nötigung zur Entfaltung geistiger und wirtschaftlicher Kräfte und damit diese selbst hintangehalten würden. Der Ansporn, der im Müßen liege, könne um seines zivilisatorischen Charakters willen nicht entbehrt werden. Ein Gran Wahrheit liegt auch darin. Innerhalb gewisser Grenzen ist eine starke Volksvermehrung ein gewaltiger Kräftesporn und darum gleichbedeutend mit wirtschaftlicher Ausdehnungsfähigkeit und wachsendem Wohlstand. Ein Zustand dauernder Überanspannung der Körper- und Geisteskräfte aber muß mit Notwendigkeit zum Zusammenbruch führen. Wir kennen die Form der Dauerschädigung, die unter dem Namen der *Berufskrankheit* einhergeht, wir wissen von den Neurosen und Geisteskrankheiten der Intellektuellen. Wir machen immer wieder die betäubende Erfahrung der Gefährdung oder des Niedergangs ganzer Volksschichten. In den Rheinlanden hatte die zeitlich überdehute textilindustrielle Erwerbsarbeit die arbeitende Bevölkerung derart heruntergebracht, daß die Provinz in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihr Truppenkontingent nicht aufbringen konnte. Eine ähnliche und nur durch unsern Überfluß an Menschenmaterial etwas verdeckte Erscheinung ist erst jüngst durch eine militärärztliche Arbeit festgestellt worden. Der Generalstabsarzt der bayerischen Armee, Dr. von Vogel, hat in der *Frankfurter Zeitung* vom 8. Januar dieses Jahres nachgewiesen, daß die »Heerestauglichkeit in den Jahren von 1902 bis 1907 eine nicht unbedenkliche Abnahme, und zwar nicht bloß bei der stadtgeborenen sondern auch bei der landgeborenen und dort weiterbeschäftigten Bevölkerung« zeigte. Der Grund dafür wird in dem Ergebnis einer bundesstaatlichen Umfrage über Ernährung und Lebenskraft der ländlichen Bevölkerung hauptsächlich in der schlechten Ernährung, besonders dem Rückgang des Milchkonsums auf dem Lande, gesehen. Die Übervölkerung wirft da ihre bedenklichen Schatten.

Alles das führt zu einer Art Malthusianismus. Freilich nicht zum Malthusianismus des Malthus. Unter der Gründereihe, die gegen ihn spricht, befinden sich auch solche rassenbiologischer Art, die dahin zusammenzufassen sind, daß die genaue Befolgung der Vorschriften des Malthus, was sexuelle Abstinenz und Hinausschiebung der Eheschließung anlangt, für die Gesundheit des einzelnen wie für die Qualität des Nachwuchses bedrohlich werden könnte. Aus dieser Erkenntnis erwuchs die Forderung der sogenannten *Neomalthusianer*, daß zur Einschränkung der Nachkommenschaft nicht geschlechtliche Enthaltensamkeit sondern Verhütung der Konzeption zu verlangen sei. Eine Sturmflut von Anklagen, Vorwürfen und Beschimpfungen war die Folge. Danach ist der Neomalthusianismus ein Freibrief für jede Art von Unsittlichkeit. Wer den Geschlechtsverkehr gestattet und dabei die Konzeption zu verhüten weiß, der öffnet der geschlechtlichen Zügellosigkeit Tür und Tor, der zerstört mit der Furcht vor den möglichen Folgen das letzte und festeste Bollwerk der zuständigen Moral.

Wie sehr die Vertreter dieser Anschauung ihrer selbst spotten, indem sie die Furcht als den einzig wirksamen Antrieb zur sexuellen Sittlichkeit proklamieren, empfinden sie eigentümlicherweise anscheinend gar nicht. Wie wenig stichhaltig ist übrigens diese ganze Schlußfolgerung. Da gibt es Tausende und Abertausende, die den Neomalthusianismus nicht einmal dem Namen nach kennen, und die dennoch innerhalb wie außerhalb der Ehe, trotz sexueller Unbeherrschtheit die *unliebsamen* Folgen zu vermeiden wissen. Ebenso unbeherrschtheit sind diejenigen Befürchtungen und Einwände, die man vom rassenbiologischen Standpunkt gegen den Neomalthusianismus erheben zu müssen glaubt. Da wird behauptet, daß gerade die intellektuell höchststehenden Personen und Völker sich diese Auffassung zu eigen machen und entweder auf Fortpflanzung überhaupt verzichten oder aber sie auf ein Mindestmaß beschränken würden. Dann würden sich nur die von dumpfen Instinkten geleiteten Massen, denen es an den entsprechenden Hemmungsvorstellungen fehlt, überreichlich fortpflanzen. Daneben würden die niedriger stehenden farbigen Rassen zu einer überwiegenden Vermehrung gelangen. Alles das wäre gleichbedeutend mit dem intellektuellen und moralischen Niedergang der einzelnen und der Völker und ferner mit der Überflutung der weißen Volksstämme durch das Mongolentum. Gegen beide Befürchtungen läßt sich manches einwenden. Der Überflutung durch das Mongolentum könnte man vielleicht dadurch begegnen, daß man ihre Quantität durch eigene Qualität besiegt. Ob gewisse Grenzregulierungen dem zu Hilfe kommen müßten, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Es ist nicht anzunehmen und durch nichts bewiesen, daß die gesunde Intelligenz auf Fortpflanzung verzichtet. Der Mensch, der den Mut hat zu sich und dem Leben *Ja* zu sagen, wird nicht aus freien Stücken auf das Weiterleben im Kind verzichten. Gewiß, es gibt Menschen von überragender Größe, die unter Verzicht auf persönliches Glück sich ganz der Menschheit hingeben. Christusgestalten von einer Erhabenheit der Prägung, von einer Größe des Maßes, vor der wir uns in Ehrfurcht beugen, die aber nicht die Sache aller ist noch sein kann. Denn die anderen, Menschen von Fleisch und Blut, Menschen bereit sich hinzugeben, aber auch zu sein, für sich zu sein, werden kaum darauf verzichten in ihren Kindern weiterzuleben.

Damit sind wir vom Boden der theoretischen Ablehnung der Fortpflanzung in das Land der positiven, lebensbejahenden Praxis gelangt. Zugleich aber auch auf ein Gebiet, auf dem innerhalb des Neomalthusianismus selbst Gegensätz-

lichkeit besteht. Da gibt es eine Richtung, die in allen Fällen für eine mechanische Einschränkung der Kinderzahl eintritt. Da gibt es eine andere, die da sagt: Ungehemmte Fortpflanzung ist ein Unglück für die Familie, ist eine unnütze Belastung der Volkswirtschaft, ist ein Meilenstein auf dem Weg zum Niedergang. Darum muß die Fortpflanzung geordnet werden. Die gesunden, lebensstüchtigen Volkselemente sollen in einem Grad zur Fortpflanzung gelangen wie er ihrer ökonomischen Leistungsfähigkeit, ihrem Selbstvertrauen und ihrer Lebensstüchtigkeit entspricht. Von der Fortpflanzung auszuschließen wären alle Kranken, unheilbar Belasteten, wie Trinker, Epileptiker usw. Und einzuschränken wäre die Fortpflanzung dann, wenn, wie dies bei Millionen unseres Volkes der Fall ist, die ökonomischen Verhältnisse so unsicher oder schlecht sind, daß eine ein bestimmtes Maß übersteigende Kinderzahl denen, die schon da sind, Licht, Luft und Brot wegnimmt. Dann sterben die Überzähligen entweder weg, oder aber statt einiger gesunder, kräftiger Kinder wächst ein geistig und körperlich schwächliches oder minderwertiges Geschlecht heran. Mit anderen Worten: Sobald die Quantität zur Schädigungsursache der Qualität wird, ist sie vom Übel, denn nicht auf die Erzeugung möglichst vieler Menschen kommt es an sondern darauf, daß die Qualität der Erzeugten gut ist und dauernd so bleibt. Mit dieser Feststellung soll zugleich den vom nationalen Standpunkt gegen den Neomalthusianismus erhobenen Einwänden begegnet werden. Der Nationalist will — und ich weiß mich in diesem Punkt mit ihm einig — eine Volksvermehrung, die den Fortbestand und den Aufstieg des Volkes sichern soll. Er will diese Sicherstellung durch eine möglichst große Zahl von Geburten herbeiführen. Da scheiden sich seine Wege von denen des Neomalthusianers. Nicht auf eine ungemessene Vermehrung kann es ankommen, nicht auf die Zahl der Geburten sondern auf ihre Qualität und auf die Zahl der Überlebenden. Wir wollen daher einmal gewisse sozialwirtschaftliche und hygienische Richtlinien suchen, mit ihrer Hilfe das wünschbare Maß der Fortpflanzung feststellen und jene Punkte bestimmen, außerhalb derer eine überstiegene Fortpflanzung zum unmittelbaren Anlaß des Familien-, des Säuglings- und Mutterverderbs wird.

Als erste Anhaltspunkte bieten sich da Geburtenfrequenz, Geburtenüberschuß und Sterblichkeitsraten; alle drei nach ihrer über das Zufällige hinausgehenden Gestaltung innerhalb ausgedehnter Zeiträume. Die natürliche Bevölkerungsbewegung im Deutschen Reich verlief zwischen 1872 und 1907 in folgender Weise:

Zeitraum	Auf 1000 Einwohner entfielen	
	Eheschließungen	Geburten
1872 bis 1876	9,49	41,82
1877 bis 1881	7,62	40,02
1899 bis 1901	8,41	37,03
1903	7,91	34,94
1904	8,05	35,18
1905	8,07	34,00
1906	8,16	34,08

Im Jahr 1907 ergab sich eine Geburtenfrequenz einschließlich der Totgeborenen von 33,20 ‰, 1908 32,97 ‰, 1909 31,91 ‰. Die Zahl der Gestorbenen (einschließlich der Totgeborenen) betrug in den Jahren 1876 29,32, 1881 26,92, 1891 24,67, 1901 21,81, 1905 20,84, 1907 18,98; 1908 19,01; 1909 18,07 ‰.

Als Durchschnittszahlen für die letzten 3 Jahrzehnte ergeben sich auf 1000 Einwohner:

Zeitraum	Jahresdurchschnitt (in ‰)		
	Geboren	Gestorben	Überschuß der Gebur- ten über die Todesfälle
1880 bis 1889	38,40	26,28	11,73
1890 bis 1899	37,36	23,68	13,86
1900 bis 1909	34,53	20,27	14,26
1909	31,91	18,07	13,84

So zeigen uns neben den absoluten Prozentzahlen auch die Durchschnitte, daß es sich nicht um Zufälligkeiten einzelner Jahre sondern trotz eines nicht unbedeutenden Rückgangs der Eheschließungen und Geburten um einen ständig wachsenden Geburtenüberschuß handelt. Das Jahr 1909 zeigt eine rückläufige Bewegung, die man aber unbedenklich hinnehmen kann, da eine Überlebendenquote von 13,84 ‰ immerhin noch stattlich genug ist. So stattlich, daß man selbst weitere Rückgänge einstweilen nicht zu fürchten braucht. Damit ist der Nachweis erbracht, daß es innerhalb gewisser, vom deutschen Volkstum in absehbarer Zeit noch nicht zu erreichender Grenzen bei der Volksvermehrung und der Stärkung des Volkstums nicht so sehr auf eine Erhöhung oder auch nur Beharrung der Geburten als auf Verminderung der Sterblichkeit, besonders der Kindersterblichkeit ankommt.

Nach dieser Richtung kann aber bei uns noch ungemein viel geschehen. Professor Böhmert hat berechnet, daß im Lauf von 4 Jahren in Deutschland 7- bis 800 000 Kinder mehr gestorben sind als der natürliche Gang der Dinge erfordert hätte. Wären diese während des ersten Lebensjahrs Gestorbenen überhaupt nicht geboren worden, so wäre der Geburtenüberschuß doch der selbe geblieben. Geändert hätte sich, und zwar ganz wesentlich zum Günstigen, die Bilanz der allgemeinen Volkskraft und jene der volkswirtschaftlichen Werte. Jede Menschenpflanze, die kaum ans Licht getreten dem Untergang verfällt, gleicht der tauben Blüte, die Kraft und Mark der Pflanze an sich gezogen, dem Haushalt der Natur aber keinen Nutzen gebracht hat. Die im ersten Lebensjahr dahingerafftten Menschenpflanzen stellen eine solche bedauerliche Vergeudung der Kraft, des Kapitals eines Volkes dar. Eine viel zitierte Arbeit des Berliner Arztes Dr. Hamburger über den *Zusammenhang zwischen Konzeptionsziffer und Kindersterblichkeit in großstädtischen Arbeiterfamilien* weist nach, daß 1042 Arbeiterfrauen, die mindestens 10 Jahre verheiratet waren, zusammen 7261 Schwangerschaften, also 7 pro Familie hatten. Von diesen Konzipierten gingen 32,75 % durch Tod, 17,89 % durch Fehlgeburt, zusammen also über die Hälfte, vorzeitig zugrunde. Wäre es in allen diesen Fällen nicht besser gewesen, wenn überhaupt keine Konzeption stattgefunden hätte? Und man bedenke weiter: Die ungenutzte Zahl der vergeblichen Konzeptionen und Geburten belastet das Volkstum nicht nur von der wirtschaftlichen Seite her. Auch von der Seite der geistigen und psychischen Werte gesehen bedeutet dies Verfahren einen uneinbringlichen Verlust und überdies eine individuelle Überlastung. Das Weib ist ja nicht nur die Gebärerin, sondern auch die Pflegerin und Erzieherin des Kindes, und es werden heute in diesem Punkt ganz andere Anforderungen an die Frau gestellt als zur Zeit unserer



Altvordern. Da wuchs, was eben wachsen konnte; das andere verdarb. Heute soll möglichst alles erhalten werden, was zum Leben gelangte. Dann aber dürfte auch nur zum Leben gelangen, was erhalten werden kann, und was der Erhaltung wert ist. Darum werde die Konzeption in Fällen ökonomischer Notlage verhütet. Wer die geistige, psychische und ökonomische Kraft hat ein Dutzend Kinder zu erhalten und zu erziehen, der möge sie ruhig in die Welt setzen, er wird diese Welt und sich selbst bereichern. Wer sie nicht hat, der setze die Zahl seiner Nachkommenschaft auf ein vernünftiges Maß herab. Wie stark diese Tendenz sich bereits heute auswirkt, das zeigt ein Blick auf den gehobenen Arbeiterstand. Auch der intelligente Arbeiter beschränkt sich heute auf die 3 oder 4 Kinder, die er auskömmlich ernähren kann, statt 9 und mehr zu erzeugen, mit denen er langsam zugrunde geht. In der Überproduktion liegt aber auch zugleich ihr Korrektiv: die Übersterblichkeit. Und wenn wir uns erinnern, daß es auf die Zahl und, wie wir jetzt hinzufügen können, auf die Art der Überlebenden ankommt, so braucht der wertige, vernünftigen Hemmungsvorstellungen zugängliche Volksteil die ungehemmte und wahllose Vermehrung minderwertiger Volkselemente nicht zu fürchten. Ferner ist eine Verhütung der Fortpflanzung der unheilbar Kranken und Entarteten notwendig. Aber eben nur eine Verhütung der Fortpflanzung, nicht ein Verbot des Geschlechtsverkehrs. Dieser Grausamkeit dürfen sich die Gesunden jenen gegenüber nicht schuldig machen, die nicht nur krankhaft entartet sondern daneben meist sexuell übererregbar sind. Auch für sie ist der antikonzeptionelle Verkehr zu fordern.

Ich will mit alledem nicht etwa die sexuelle Anarchie predigen. Im Gegenteil. Eine ganz neue Verantwortlichkeit wird uns da gesetzt. Nun sind wir haftbar gemacht nicht nur für die Zahl sondern auch für die Art unserer Nachkommenschaft. Wohlgeborenheit sind wir unseren Kindern schuldig und jede Art von Lebenssicherheit, die aus der Herrschaft des Menschen über sich selbst und alle seine Lebensäußerungen fließt. Bewußte Regelung der Nachkommenschaft ist gleichbedeutend mit wirtschaftlicher, geistiger und moralischer Verantwortlichkeit für sie. Der Mensch ist bereits in weitem Umfang Herr über die Natur geworden. Er muß den weitem Schritt tun und sich zum Herrn über sich selbst machen, der mit voller Verantwortungsfähigkeit und Bereitschaft sein Leben gestaltet. Dann wird man den sittlich nennen, der nur gesunde Kinder hat und nicht mehr Kinder als er fürs Leben gut und passend auszurüsten vermag. Wenn erst diese verantwortungsbereite Sittlichkeit ihren Einzug in die Köpfe und Sinne gehalten haben wird, dann wird der Neomalthusianismus aufhören zu existieren, denn dann wird man seiner nicht mehr bedürfen.

Also richtig verstandener und gehandhabter Neomalthusianismus brauchte nicht Dezimierung sondern könnte Sublimierung des Volkstums bedeuten. Doch ist es notwendig noch mit einem Wort auf die Übersteigerung des Neomalthusianismus einzugehen, wie sie im Zweikindersystem und in dem zum Ausdruck kommt, was Ludwig Quessel den *Rassenselbstmord* genannt hat. In einer sehr interessanten Studie hat Quessel die Bevölkerungsvorgänge in den Vereinigten Staaten beleuchtet<sup>1)</sup>, und er ist dabei zu dem Schluß gekommen, daß das dort von den Yankees propagierte Ein- und Keinkinder-

<sup>1)</sup> Siehe Quessel *Der Rassenselbstmord in den Vereinigten Staaten in den Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 2. Band, pag. 453 ff.

system zusammen mit der starken Vermehrungstendenz der farbigen Bevölkerung und dem Zustrom unkultivierter Volkselemente aus dem Osten und Süden Europas, unfehlbar zur Vernichtung der angloamerikanischen Rasse führen müßte. Man kann gegen die Richtigkeit der von Quessel gezogenen Schlußfolgerungen leider nichts einwenden. Man mag das schmerzlich bedauern und daraus die Verpflichtung ableiten durch das ganze Gewicht der hier zu erhebenden Einwendungen das Bemühen einsichtiger amerikanischer Rassenpolitiker zu stützen und zu stärken. Auch wäre eine Ausmerzung des Angelsachsentums jenseits des Ozeans zweifellos ein großer Schaden für die Kultur Menschheit. Aber auch Griechen und Römer sind zugrunde gegangen, ohne daß ihnen von außen zu helfen gewesen wäre. Durch äußere Ursachen, aber auch, weil sie sich selbst verneinten. Das alles aber könnte uns noch nicht veranlassen auf die Praktizierung des Neomalthusianismus zu verzichten, wenn sie an sich richtig ist. Quessel selbst sagt: »Das Zweikindersystem stellt lediglich einen Beharrungszustand der Bevölkerung dar, zu dem alle Kulturvölker früher oder später gelangen müssen.« Ich gehe nicht so weit. Das allgemein gehandhabte Zweikindersystem muß unfehlbar, und zwar in Ansehung der natürlichen Sterblichkeit oder Sterilität, der Ehelosigkeit eines Teils der Bevölkerung, zur Dezimierung und allmählich zur Vernichtung eines Volkes führen. Aber diejenigen Vorschläge, die nichts anderes bezwecken als Verhütung vergeblicher Konzeptionen und Geburten, Verhütung des unnützen Kindersterbens und der Aufzucht eines unvermeidbar durch Not und Mangel von vornherein zu Siechtum und Niedergang verurteilten Nachwuchses, Verhütung der Fortpflanzung Entarteter, wie man sie zu Hunderten in den Bodelschwinghschen Anstalten zusammengepfercht sieht, begünstigen eine sich in bescheidenen Grenzen haltende Volksvermehrung und fördern eine ungemessene qualitative Steigerung des Volkstums.

So sieht der Neomalthusianismus im Licht der Soziologie aus, die, indem sie sich diesem Problem zuwendet, eine ihrer wichtigsten Aufgaben erfüllt. Ein frohes Zukunftshoffen erblüht daraus. Die Soziologie, die Lehre vom Bau und den Funktionen der Gesellschaft, das Forschen nach den Quellgründen gedeihlichen Gemeinschaftslebens, nach den inneren Zusammenhängen zwischen dem Seienden und den geistigen und sittlichen Ausdrucksformen, die es sich schuf, emsig am Werk die für das Gemeinschaftsleben besten Formen aufzufinden und sie zu verlebendigen: das ist eine Perspektive, die für die Wissenschaft wie für das Leben gleich befruchtend sein kann.

XX

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

### Wirtschaft / Rudolf Wissell

**Herbst 1911** Die wirtschaftlichen Verhältnisse der letzten Monate sind als günstig zu bezeichnen. Die Produktion wurde in vollem Umfang betrieben — namentlich seitdem mit dem Abschluß der Marokko-verhandlungen ein Moment der Unsicherheit geschwunden war —, teilweise waren

die Werke bis an die Grenze ihres Könnens beschäftigt, speziell in der chemischen und in der Elektrizitätsindustrie, ferner in der Eisenerzeugung und im Maschinenbau. Die *Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft* hat, wie ihr Direktor Rathenau feststellte, das Maximum ihrer Leistungsfähigkeit erreicht und muß jetzt die Vollendung ihrer Erweiterungsbauten abwarten, um ihre Produktion noch steigern zu können. Die Berichte des Stahl-

werksverbands zeigen sowohl in den A- wie in den B-Produkten einen zum Teil ganz wesentlich größeren Versand, so daß man von einer sehr befriedigenden Geschäftslage der Eisen- und Stahlindustrie sprechen muß. Allein der Oktober hat eine Ausfuhr von fast 490 000 Tonnen Eisenerzeugnisse gesehen. Die Besserung der Verhältnisse im Maschinenbau wird durch die Tatsache belegt, daß sich die Ausfuhr in den ersten 3 Vierteljahren 1911 gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahrs von 592 auf 661 Millionen Mark gehoben hat. Auch vom Kohlen- und Koksmarkt hat man gute Berichte. Nur kehren die alten Klagen über den Wagenmangel in recht lebhafter Weise wieder. Allein im Oktober haben im rheinisch-westfälischen Revier über 70 000 Wagen nicht rechtzeitig gestellt werden können.

Auch der Arbeitsmarkt zeigt jetzt ein sehr gutes Aussehen. Nach den Angaben des Reichsarbeitsblatts ist der Beschäftigungsgrad im Oktober und im November nicht unerheblich gestiegen. In einzelnen Gewerben steht es allerdings noch schlechter, so in der Textilindustrie, namentlich in der Teppichweberei. Auch Arbeitskämpfe hatten darauf einen Einfluß. Im niederdeutschen Tabakgewerbe hat Ende Oktober ein Lohnkampf begonnen, der größeren Umfang annahm. Ebenso ist es im Steindruck- und Lithographiegewerbe zu größeren Kämpfen gekommen, von denen ein Ende noch nicht abzusehen ist. In der Berliner Metallindustrie hat eine verhältnismäßig kleine Bewegung der Former eine Aussperrung vieler Tausender von Metallarbeitern zur Folge gehabt; sie wurde jedoch bald wieder beigelegt. Eine längere Dauer hätte auch für das Geschäftsleben Berlins sehr empfindliche Schädigungen gebracht. Die überaus günstige Geschäftslage war für die Unternehmer die beste Triebfeder eine Verständigung zu suchen. Und die Arbeiter, die einem gütlichen Ausgleich nie abgeneigt sind, gaben sich mit den Zugeständnissen, die ihnen gemacht wurden, zufrieden. Die Meinung einer großen Handelszeitung, daß die Rücksicht auf die kommenden Reichstagswahlen, die Furcht vor einer Schwächung der Wahlkassen, die Arbeiter nachgiebig gestimmt hätte, zeigt, wie wenig selbst führende Blätter noch mit den Organisationsverhältnissen der Arbeiter vertraut sind; sonst hätten sie wissen müssen, daß die für die Wahlen der Partei zur Verfügung stehenden Mittel in keiner Weise durch wirtschaftliche Kämpfe in Anspruch ge-

nommen werden. Auch in der Berliner Damenkonfektion ist es zu einer größeren Bewegung gekommen, die leider für die Heimarbeiter ungünstig auslief. Die Gesamtsituation des Wirtschaftslebens läßt sich dahin kennzeichnen, daß reiche Arbeit bei steigenden Preisen und guten Aussichten für die Zukunft vorhanden ist.

✕ **Spiritus** ✕  
Seit dem neuen Branntweinsteuergesetz ist die Macht der Spirituszentrale erheblich gestiegen. Durch den Zwang einen Teil ihrer Produktion zu vergällen ist den Outsidern die Existenzmöglichkeit sehr erschwert. In der letzten Zeit ist es nun der Spirituszentrale gelungen die größten der außenstehenden Werke in ihren Kreis zu ziehen. Die *Ostdeutsche Spritfabrik* ist in der Zentrale aufgegangen, und Ende November konnte berichtet werden, daß auch die noch außenstehende Gruppe der *Vereinigten Nord- und Süddeutschen Spritwerke* und *Preßhefefabrik Lurp* in Berlin-Lichtenberg sich der Zentrale angeschlossen habe; damit ist auch zugleich eine Reihe dieser Gesellschaft verpflichteter süddeutscher Spritfabriken der Zentrale angegliedert. Eine Anzahl bisher noch außenstehender norddeutscher Fabriken kleineren Umfangs ist zur Zentrale in ein Vertragsverhältnis getreten. Da die Spirituszentrale jetzt fast 95 % der Produktion in sich vereinigt, monopolisiert sie fast die ganze Spirituserzeugung. Diese Tatsache hat aber auch die Spiritusverbraucher aufgerüttelt, und der *Verband deutscher Spiritus- und Spirituosen-interessenten* hat den Gedanken einer Abnehmerkonvention wieder aufgegriffen. Die Spiritusstatistik zeigt für das abgelaufene Brennjahr einen abermaligen Rückgang der Erzeugung. Leider ist dagegen beim Trinkverbrauch eine kleine Zunahme gegenüber dem Vorjahr zu konstatieren, wenngleich auch er den beiden früheren Vorjahren gegenüber erheblich nachsteht, wie aus folgender Tabelle ersichtlich wird:

Brennjahr	Produktion	Trinkverbrauch	Gewerblicher Verbrauch
1907-1908	4 018 642	2 379 560	1 593 226
1908-1909	4 265 231	2 602 121	1 485 145
1909-1910	3 650 177	1 802 745	1 888 269
1910-1911	3 473 707	1 963 129	1 459 972

✕ **Kurze Chronik** ✕  
Auf das Gerücht hin, daß der Direktor der *Deutschen Bank*, Helfferich, zum Nachfolger des Staatssekretärs von Lindequist

auserschen wäre, stiegen am 16. November die Kolonialkurse auf der ganzen Linie, um nach der Dementierung dieses Gerüchts sofort wieder zu sinken: ein Beweis dafür, wie gering die Verwaltungstätigkeit der Bureaukratie an der Börse eingeschätzt wird. × Der Bundesrat hat die Verwendungszeit der Einfuhrscheine von 6 auf 3 Monate beschränkt. Doch stellte sich schon bisher die durchschnittliche Umlaufzeit nur auf 1,1 Monat; nach Ablauf von 3 Monaten kamen 1907 nur 0,32 %, 1908 nur 0,22 % aller Scheine zur Anrechnung. × Die deutsche Seeschifffahrt hat im November eine große Reihe Totalverluste zu beklagen gehabt. Die Verluste der Versicherungsgesellschaften gehen in die vielen Millionen. × Zwei der ältesten privaten Bankfirmen, Carl Kalb Sohn in Wiesbaden und Herrmann Paasch in Berlin, sind zusammengebrochen. × Zum 1. Januar treten in Frankreich neue Bestimmungen über die Art der Verzollung in Kraft. Die andere Tarifberechnung bringt eine Erschwerung der Einfuhr mit sich. × Der deutsche Botschafter in Washington hat der amerikanischen Regierung Vorstellungen darüber gemacht, daß die Union Holzstoffe, Zellulose und Holzstoffdruckpapier aus Kanada zollfrei einlasse, während Deutschland, das Meistbegünstigung hat, die gleichen Waren verzollen müsse.

×  
**Literatur** Die *Materialien für das wirtschaftswissenschaftliche Studium* des Professors an der technischen Hochschule in Aachen Dr. Richard Passow /Leipzig, Teubner/, von denen bisher der 1. Band erschienen ist, sollen als Unterlage für Besprechungen und Übungen, die auf wirtschaftswissenschaftlichem Gebiet liegen, dienen, und ebenso auch die Möglichkeit gewähren ohne Anleitung durch private Studien die für die Erkenntnis gewisser Probleme notwendigen Grundlagen kennen zu lernen. Der 1. Band bringt die Materialien über die Kartelle des Bergbaus. Gerade jetzt, wo die Erneuerung des rheinisch-westfälischen Kohlsyndikats zur Erörterung steht, sind die über dessen Vorgeschichte, Organisation, Absatzpolitik und allgemeine Entwicklung mitgeteilten Tatsachen von besonderem Interesse. Man kann es dem zusammengetragenen Material äußerlich wohl kaum ansehen, welche Arbeit die Auswahl gemacht hat. × Ein Bändchen *Die Japaner in der Weltwirtschaft* von K. Rathgen bringt die Teubnersche Sammlung *Aus*

*Natur und Geisteswelt*. An eine gelbe Gefahr glaubt der Verfasser nicht. So bemerkenswert Japan vorwärtsgekommen sei, so nehme es gegenüber den alten Industrieländern doch eine bescheidene Stelle ein. × Ein anderer Band der gleichen Sammlung, *Wirtschaftliche Erdkunde* von Professor Dr. Ch. Gruber, will die Wechselwirkung zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Erdgegenden und dem Erwerbsleben ihrer Bewohner nach allen Richtungen darlegen. Der Gegenstand wird mit wissenschaftlichem Ernst behandelt, und ich habe dieses Bändchen mit viel Vergnügen gelesen. × Von der im Reichsamt des Innern herausgegebenen systematischen Zusammenstellung der Zolltarife des In- und Auslands ist der die Textilindustrie umfassende Teil in neuer Bearbeitung erschienen /Berlin/. × Ein *Statistisches Notizbuch* hat Karl Pinkau zusammengestellt /Leipzig, Leipziger Buchdruckerei/; es bringt unter anderem auch die wichtigsten Zahlenangaben über das deutsche Wirtschaftsleben und ist für agitatorische Zwecke bestimmt.

#### Geistige Bewegung / Wilhelm Hausenstein

**Jugend-** Aus der Fülle literarischer  
**schriften** Bildungsmittel für Kinder und Heranwachsende seien hier gelegentlich der bevorstehenden Schenktage einige Erscheinungen hervorgehoben. Der Kölner Verlag Schaffstein setzt die Serie seiner sehr dankenswerten, literarisch und buchtechnisch guten Volksbücher fort. Vor mir liegt ein Band Kurt Pollers *Aus dem Kampfleben der Fremdenlegion*. Dies Buch ist die Selbstbiographie eines deutschen Schriftsetzers, der sich in einer Zeit der Arbeitslosigkeit *volens volens* anwerben läßt und in 7 Jahren sehr viele scheußliche und wenig-angenehme Dinge erlebt. Das Buch ist mit einer ungemein wohlthuenden Schlichtheit geschrieben; gerade bei der einfachen, sachlich registrierenden, ganz un-literarischen Art der Mitteilung kommt die unmittelbare Tatsächlichkeit der Ereignisse sehr stark zur Geltung. Das Buch, das ohne jede Schönfärberei und auch ohne jede Gehässigkeit, mit einer klugen Objektivität auf die Jahre zurückblickt, ist Arbeitereltern, die heranwachsenden Söhnen ein warnendes Kapitel Militarismus zeigen wollen, lebhaft zu empfehlen. Ein kleineres Buch verwandten Inhalts, in der darstellerischen Haltung versierter und in der subjektiven Stimmung bewegter, ebenfalls sehr lesenswert, ist die in

Schaffsteins Serie *Grüne Bändchen* veröffentlichte Selbstbiographie *Zwei Jahre in der Fremdenlegion* von Erwin Rosen. Dies kleine Büchlein ist zudem mit rassistischen Illustrationen des Malers Hayek ausgestattet. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn dieser Künstler mehr als bisher als Illustrator beschäftigt würde. Von Schaffsteins *Volksbüchern* nenne ich noch *Maria Schweidler, die Bernsteinhexe*, eine Hexengeschichte aus dem 30jährigen Krieg, eine Bearbeitung des Meinholdschen Romans unter Wahrung der sprachlichen Eigenart des Originals. Das Buch ist von düsterem kulturgeschichtlichen Wesen und nur für ein vorgerücktes Lesealter — nicht für die Kleinen — geeignet. Durch die Sprache und die geschichtliche Distanz des Inhalts ist das Buch allem in schlechten Sinn Sensationellen fern. Gleichwohl ist es sehr erregend; es ist eine ernsthaft qualifizierte Befriedigung des sehr berechtigten Lesetribs zum Exzentrischen, der von der Sensationsliteratur der Kolportage leider so übel zugerichtet worden ist. Übrigens gewährt der literarische Ton der Erzählung mit seiner barocken Trockenheit auch dem literarisch anspruchsvollen Leser eigenartige Befriedigung. Gottfried Keller zeigte in der Geschichte vom Meretelein, was man mit diesem Stil anfangen kann. Aus den *Grünen* und den *Blauen Bändchen* des Verlags Schaffstein sei hier noch das ethnologisch lehrreiche Heft *Im australischen Busch* von Stefan von Kotze und das Heft *Kleine Helden* genannt. Das erste Heft ist von Kley sehr hübsch illustriert; der Künstler hat hier Stoff und Rahmen, wie sie seiner etwas harmlosen Hand entsprechen. Das Heft *Kleine Helden* enthält unter anderem eine Lebensgeschichte Lincolns. Die Illustrationen Unbelohdes sind im technischen Ausdruck nicht ganz überzeugend, haben aber einen gewissen großen Zug. Zum Text ist zu sagen, daß man gerade ein Problem wie Lincoln auch für Kinder etwas weniger betulich und mit etwas mehr Bedeutung, mit etwas mehr Realismus heranziehen kann. Doch soll damit die Lektüre nicht abgeraten sein. Bei Westermann in Braunschweig erschien in der Serie *Lebensbücher der Jugend*, die von Dr. Friedrich Düsel herausgegeben wird, eine Auswahl *Roman-tischer Märchen* E. T. A. Hoffmanns; dieser von Düsel selber gut bearbeitete Band ist besonders herzlich zu begrüßen. denn Hoffmann ist der genialste Märchen-erzähler deutscher Zunge. Leider hat der billige Kunstgewerbeschulstil der

Illustrationen von Else Radt mit der skurrilen Genialität Hoffmanns nicht das allermindeste zu tun: Man denke nur einen Moment daran, wie Hoffmann selber zeichnet. Die fatale Verwechslung von Harmlosigkeit und Kindlichkeit ist übrigens ein typisches Unglück unserer Kinderbücherillustration, auch der Gattung, die gegen den herkömmlichen Jammers polemisiert.

Ein *Heinebuch für Schule und Haus*, das Alexander Dange herausgab (Warschau, Mietke), ist mir zu sehr in *usum Delphini*. Heine ohne das *Wintermärchen* und ohne die *H'eber* ist eine Unmöglichkeit. Erfreulich ist es aber, daß der Herausgeber Dinge wie Heines Bericht über die Pariser Cholera aufnahm. In diesen zu wenig gelesenen Dingen ist Heinesches Salz.

Eine bemerkenswerte Serie ist die Sammlung *Ullstein-Jugendbücher*. Ich las eine Nacherzählung der *Ilias* von Zobeltitz, eine des *Nibelungenliedes* von Herzog und eine des Swiftschen *Gulliver in Lilliput* von Otto Ernst. Wirklich befriedigend ist nur Ernsts Versuch. Ernst hat die Sache mit einer entzückend zeitgenössischen Malice gemacht, für die ihm Arbeitereltern sehr dankbar sein werden. Das kleine Buch ist auf die reizendste Art der Welt höchst staatsgefährlich und ein Weihnachtsgeschenk, das man vielen politischen Kindern zu näherer Aufklärung unter den Christbaum wünscht. Die Illustrationen von Fritz Koch-Gotha sind zum Teil recht hübsch, zum Teil unverantwortlich geistlos. Wie der Verlag auf den Gedanken kommen konnte just Fedor von Zobeltitz zum Monumentalepiker zu machen, ist mir unerfindlich. Ich schreibe noch lange keinen homerischen Stil, wenn ich hexametrisierend sage *Er wird sich wohl enthalten des Kampfes*, statt *Er wird sich des Kampfes wohl enthalten* zu sagen. *Metathesis non facit poetam*. Immerhin, auch dieses Büchlein macht Freude, mag das auch nur an dem unzerstörbaren Zauber des Stoffes liegen. Ärgerlich sind die Illustrationen von Stassen. Parallele Schraffierungen und präziös einfache Konture machen keinen Stil, wenn nicht ein Geist dahintersteht. Man ist von Flaxman und von Stevogt her etwas verwöhnt. Die Siegfriedgeschichte von Rudolf Herzog ist erzählerisch besser als die Zobeltitzzitate. In einzelnen Wortbildern (»Die Morgenluft stach in die Lungen«) ist Herzog sogar von wirklicher dichterischer Originalität. Zum Schluß sei noch auf das Jugend-l-schriftenverzeichnis des sozialdemokrati-

schen Bildungsausschusses hingewiesen. Es enthält nur qualifizierte Dinge. Aber es ist mir nicht weit genug. Nur eins zu nennen: Die *Märchen* von Oscar Wilde — die zwar nicht direkt für Kinder geschrieben sind, aber von Kindern gelesen werden können — dürften wahrhaftig nicht fehlen; es existiert eine ganz billige und sehr schöne Ausgabe im *Inselverlag*. Der *Geburtstag der Infantin* wird vielleicht gerade zur Seele des proletarischen Kindes sprechen.

✕ **Kinderhorte** Das Problem der Jugendpflege differenziert sich immer mehr. Am 28. und

29. Juni 1911 tagte zu Dresden eine allgemeine deutsche Kinderhortkonferenz, auf der die Aufsichtslosigkeit der Schulkinder in der unterrichtsfreien Zeit zur Debatte stand. Die auf dieser Konferenz vorgetragenen Referate sind nun in Form einer größeren, zum Teil anregenden Broschüre erschienen (*Aufsichtslose Schulkinder*, 6 Vorträge /Berlin, Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge/). Der bemerkenswerteste Beitrag ist wohl das Referat von Anna von Gierke-Charlottenburg. Es zeugt von lebendiger und nobler Empfindung für das Problem. Sachlich ist freilich manches einzuwenden; So teilt auch diese Referentin eine für uns Sozialisten unmögliche Hochbewertung des erzieherischen Wertes des Familienlebens, eine Bewertung, die privatwirtschaftlicher Kultur und nur ihr entspricht. Hier eine kurze Übersicht über die Hauptgedanken.

1. Fürsorgeeinrichtungen für Kinder — von der bekannten Zwangsfürsorgeerziehung ist hier nicht die Rede — sollen künftig nicht, wie es bisher der Fall war, ohne gegenseitige Fühlung bleiben und nicht mehr ohne Beziehung zu einem Gesamtplan begründet werden. »Solange Schule, Horte, Speisung, Arbeitsstunden, Ausflugsvereine, Kinderleshallen nebeneinander und durcheinander wirken, jede der Einrichtungen den selben Kindern geöffnet, die selben Kinder einladend, so lange kann von einem wirksamen Fürsorgesystem nicht die Rede sein.«

2. Um einen Anschluß an das gesamte Volkserziehungswesen zu erzielen, sollen die Fürsorgeinstitute, in denen die Kinder während schulfreier Stunden versammelt werden, der Volksschule angegliedert sein. »An jeder Gemeindeschule Konzentrierung der Fürsorge für die Kinder der Schule. Die Schule gibt die Räume: einige nur für die speziellen Forderungen der Fürsorge eingerichtet und bestimmt,

als Speisungsraum, als Hortzimmer, als Hausarbeitsraum, als Leschalle usw., andere mitbenutzbar, sobald sie nicht Schulzwecken dienen, so Klassenzimmer für Schularbeitenanfertigung, Turnhalle für Spiel und Ausrühen, Aula für Gesang und Feste.« Die Schule (der Klassenlehrer) ist zudem die gegebene Auskunftsstelle, die über die Pflegebedürftigkeit der Zöglinge am besten unterrichtet ist.

3. Diese räumliche Konzentration aller örtlichen Fürsorgeformen in der Schule soll nicht eine Auslieferung der Fürsorge an die schulamtlichen Instanzen bedeuten. »Weder Horte, noch Leshallen, noch Schulspeisung sind unter die Schulleitung, unter die Lehrer zu stellen.«

4. Die Leitung des Fürsorgewesens ist Sache beruflicher Jugendpfliegerinnen. Diese Tätigkeit eröffnet insbesondere zahlreichen Frauen die Möglichkeit einer neuen Berufsarbeit. Neben der Berufsschulpflegerin, die eine pädagogische und eine sozialpolitische Fachbildung haben muß, sollen fakultative Hilfspflegerinnen arbeiten.

5. Die Speisung ist eine Hauptangelegenheit der Fürsorge. Die Speisung soll, wo es irgend möglich ist, nur gegen Entgelt der Eltern gewährt werden; doch darf das Kind nicht unter der Zahlungsweigerung oder -unfähigkeit der Eltern leiden. Eine Norm für die Zahlungspflicht läßt sich schwer aufstellen.

6. Es ist die Einbeziehung der Kindergärten in das Fürsorgesystem anzustreben.

7. Die Fürsorge ist im Lauf der Zeit zu einer gleich der Schule selber obligatorischen Einrichtung zu machen.

So weit etwa dies Referat. Es behandelt zwei wichtige Fragen nicht: die Frage der Beteiligung ausgesprochen kirchlicher und ausgesprochen politischer (etwa nationaler) Vereine und weiter die Frage der Verstaatlichung oder Kommunalisierung der Pflegeinstitute. Mit der zweiten Frage befassen sich die Referate Professor Reinhardts-Frankfurt am Main und des Lehrers Knauth-Dresden. Diese Referenten gelangen zu dem Resultat, daß sich eine Übernahme der Pflege durch Staat oder Gemeinde nicht empfehle. Diese Körperschaften sollen Subventionen geben und sich durch Delegationen an der Leitung der Dinge beteiligen; aber dabei soll es sein Bewenden haben. Reinhardt ist der Ansicht, »daß die umgebundene individuelle Arbeit in unseren Vereinen der offiziell reglementierten überlegen ist; das Werk soll auch weiterhin . . . getragen werden von der Opferbereitschaft der brüderlich fürsorgenden Nächstenliebe

der sozial höherstehenden Schichten und der gesamten Bürgerschaft«. Hier ist zu erwidern, daß auch bei der Übernahme der Pflege etwa durch die Gemeinde (die wünschenswerte Form) eine weitgehende Selbstverwaltung der Pflegeinstitute angestrebt werden und moderner pädagogischer Initiative Raum gegeben werden kann; daß weiter der fatale caritative Standpunkt, den Professor Reinhardt einnimmt, das sicherste Mittel ist der Pflege das Mißtrauen aller fortgeschrittenen Arbeitereltern zu garantieren. Einem Kinderpflegesystem von großer Art — die auch in einem äußerlich begrenzten Rahmen möglich ist — muß auch der leiseste Geruch der Armenpflege genommen sein. Die Religionsfrage ist in 2 Referaten berührt, in dem von Hanna Mecke-Kassel und in dem technisch immerhin instruktiven Referat von Lili Dröscher-Berlin. Das 1. Referat bekundet im ganzen den fatalen Ton des Vereinshauschristentums, das 2. erwähnt gelegentlich mit einer bedeutsamen Naivetät, daß «die großen kirchlichen Feste . . . ihren Widerhall natürlich auch im Hort finden» und weiterhin finden sollen. Wenn die Hortbewegung auf die Sympathien der emanzipierten Arbeitermassen Wert legt, dann wird sie streng den Charakter einer Laienbewegung tragen müssen und darüber hinaus auch politische Neutralität anzustreben haben. Das träfe vor allem bei einem obligatorischen Hortbesuch zu. Der obligatorische Hortbesuch wäre übrigens schwerlich anders als durch ein öffentliches Institut zu erreichen. Es wäre andererseits nicht wünschenswert, daß der Hort alle Formen der Kinderpflege resorbiert. Den Kirchengemeinschaften wäre beispielsweise die Begründung fakultativer Pflegeinstitute nicht zu verwehren und ebensowenig weltlichen Vereinigungen irgendwelcher Art. Zum Schluß sei hier noch aus dem Referat Knauthes die interessante Feststellung mitgeteilt, daß die heute bestehenden privaten Horte bereits eine nennenswerte Präventivbeschränkung der fürchterlichen Fürsorgeerziehung bedeuten. Auch finanziell ist das Hortwesen günstig: Ein preußischer Fürsorgezögling kostet jährlich 450 Mark, ein Berliner Hortkind etwa 330 Mark. Es handelt sich hier also um eine billigere Bekämpfung der jugendlichen Kriminalität.

×  
**Kurze Chronik** Im Geschäftsjahr 1910/1911 des *Münchener Volkshochschulvereins* wurden wie im Vorjahr 17 Zyklen mit insgesamt 122

Vortragsstunden abgehalten. Auf den Zyklus entfiel ein Durchschnitt von 150 Teilnehmern. Die Gesamtfrequenz betrug 2550 Personen gegen 2697 im Vorjahr. 45 % der Teilnehmer (gegen 40 im Vorjahr) stammten aus den Kreisen der Arbeiterschaft. × In Berlin hat sich ein Komitee *Wissenschaft und Lichtbild* gebildet. Dem Komitee gehören Universitätsdozenten an, die die Absicht haben einem breitem Publikum mit Hilfe kinematographischer Vorführungen populärwissenschaftliche Vorträge zu halten. × In München ist der Sitz eines vorbereitenden Amtes, das ein internationales Institut zur Organisierung der geistigen Arbeit herausbilden will. Das Institut wird den Namen *Die Brücke* führen und wird hervortreten, sobald eine Finanzierung erreicht ist, die eine sichere Entwicklung des Instituts garantiert. Das Institut wird alle Bestrebungen, die geeignet sind technisch und sachlich einen engeren Zusammenhang zwischen den Betätigungen des menschlichen Geistes herbeizuführen, beachten, ordnen und erweitern. Die grundlegende Satzung erschien in der Universitätsdruckerei von Dr. Wolf & Sohn in München.

## WISSENSCHAFT

### Naturwissenschaften / Frida Ichak

**Planetenentwicklung** Es ist nicht das wissenschaftliche Interesse allein, das die Astronomen veranlaßt immer wieder Hypothesen über die Weiterentwicklung des Planeten, auf dem wir leben, aufzustellen. Das Schicksal der Erde als Planet ist zugleich das Schicksal der auf ihr lebenden Menschheit. Als bewohnt stellen wir uns diejenigen Planeten vor, die wie die Erde eine Atmosphärenhülle besitzen. Das sind die 4 inneren Planeten: Merkur, Venus, Erde und Mars. Über das Schicksal dieser Planeten, oder richtiger: über das weitere Schicksal der Erde, stellt nun Svante Arrhenius (*Das Schicksal der Planeten* Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft!) einige Hypothesen auf. Bei der Abkühlung des Magmas bildete sich die feste Erdkruste, und es entstand die Atmosphäre. Aus dem Innern des Planeten traten Gase, hauptsächlich Wasserdampf und Kohlensäure, aus und stiegen in die höchsten Schichten der Atmosphäre. Durch photochemische Reaktionen unter der Sonneneinwirkung und darauf folgende einfachere chemische Reaktionen

vollzogen sich dann im Lauf von Jahrmillionen katalytische Prozesse, wie jetzt unter Einwirkung des Chlorophylls; so entstanden Sauerstoff und Kohlenstoff. Bereits 1856 machte Koene darauf aufmerksam, daß der Sauerstoff der Luft mit dem Kohlenstoff des Erdinnern chemisch äquivalent ist. Das wird so erklärt, daß ursprünglich Sauerstoff und Kohlenstoff nicht vorhanden waren und sich erst aus Kohlensäure bildeten. Durch Risse in der festen Erdoberfläche drangen diejenigen Gase in die Luft, die für das Leben ebenso notwendig sind wieder Sauerstoff: Wasserdampf und Kohlensäure. Dann entstand die organische Welt und sorgte schon selbst weiter für das Gleichgewicht von Sauerstoff und Kohlenstoff. Das sind die Verhältnisse, wie sie jetzt auf der Erde vorliegen. Auf der Venus scheinen die Verhältnisse noch nicht so weit vorgeschritten zu sein. Allmählich wird die Erdkruste immer dicker. Bei der zunehmenden Abkühlung entstehen Hohlräume in der Oberfläche, und große Teile der Erdkruste stürzen ein. So bilden sich die Erdspalten, der Hauptsitz der vulkanischen und Erdbebenerscheinungen. Je dicker aber die Erdkruste wird, desto langsamer erfolgt die Entgasung und der Zufluß von Wasser und Kohlensäure, bis die beiden letzteren schließlich gänzlich verschwinden. Mit dem Grad der *Verpanzerung* des Planeten nimmt der Vulkanismus ab und ebenso die Menge des Wasserdampfs in der Luft. Die Oberfläche des Planeten verwandelt sich nach und nach in eine Wüste. In diesem Zustand befindet sich nach Arrhenius jetzt der Mars. Eine Vorstellung von der Marsoberfläche geben die Wüsten auf der Erde. Meere und Flüsse gibt es nicht mehr auf dem Mars. Die wechselnde Gestalt seiner Oberfläche ist durch den *Wüstensand* bedingt, der von den Winden von Ort zu Ort getragen wird. Als Beleg für seine Ansichten führt Arrhenius die »Sandstürme« auf dem Mars an: Rotgelber bis hellgelber Wüstenstaub soll häufig über große Marsflächen beobachtet worden sein. Zuletzt beobachtete man einen solchen Sandsturm auf dem Mars im Herbst 1909. Bei dem Wüstencharakter des Mars hört jede Vegetation auf, und somit auch die Produktion von Sauerstoff und Kohlensäure. Infolge des Wassermangels nimmt der Kreislauf der Materie ein Ende. Die Atmosphäre wird immer dünner, die Temperaturunterschiede zwischen Sommer und Win-

ter, Tag und Nacht größer. In diesem Zustand befindet sich jetzt wahrscheinlich der Merkur, ebenso die kleineren Planeten und der Mond. Einst, als der Mond von der Erde abgerissen wurde, hatte er eine Atmosphäre genau wie die Erde; jetzt, im ausgetrockneten Zustand, beträgt sein Luftdruck höchstens ein paar Zehntel Millimeter.

Dies ist in großen Zügen das Entwicklungsbild der Planeten nach Arrhenius. So verlockend einfach dies Bild auch ist, so lassen sich dagegen doch manche Einwände geltend machen, wie dies zum Beispiel A. Baumann im *Weltall* tut. Die Ursache der Marsstürme kann nach Arrhenius nur in der Sonnenstrahlung gesucht werden. Dabei ist diese aber auf dem Mars nicht halb so stark wie auf der Erde. Andererseits kann der Wind auch nicht durch den Wasserdampf beeinflusst werden, da sich ja auf dem Mars überhaupt kein Wasser befindet. Dieser Einwand und ähnliche machen Arrhenius' Theorie der Weiterentwicklung der Erde zumindest strittig.

×  
**Gemeinverständliche Darstellung** Die Zeit, in der wissenschaftliche Traktate in lateinischer Sprache verfaßt wurden, ist längst vorüber. In dem Maß wie der Leserkreis der wissenschaftlichen Werke wuchs, wurde auch deren Sprache eine andere: Die Gelehrtensprache wurde durch die Volkssprache ersetzt. Dann begann man zu popularisieren. Die gemeinverständliche Darstellung spielte besonders in den Naturwissenschaften eine große Rolle. Während in den geistigen Wissenschaften die allgemein zugängliche Form der Darstellung lediglich eine subjektive Frage des Autors ist und keineswegs in Widerspruch zu dem Inhalt steht, bildet in der Naturwissenschaft — besonders in der exakten — die populäre Form eine Aufgabe für sich, die durch den Inhalt erschwert, ja manchmal unmöglich gemacht wird. Lange Zeit hat man sich die Popularisierung nur zu leicht gemacht, indem man sie mit Verwässerung gleichstellte. Man kennt die süßlichen Surrogate, die noch vor 20 und 30 Jahren dem Volk zur Belehrung vorgelegt wurden. Bücher, die eine allgemein verständliche Form mit durchaus sachlichem Inhalt verbinden, sind erst eine Errungenschaft der neuern Zeit. Wir haben heutzutage eine große, von Tag zu Tag wachsende Literatur populärer naturwissenschaftlicher Werke, in denen der Nichtfachmann Belehrung und Anregung findet. Besonders verdient um diese Lite-



ratur machen sich einige Verlagsanstalten, unter denen Teubner in Leipzig ein Ehrenplatz gebührt. Die ausgezeichnete Teubnersche Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* ist bekannt und wird in vielen Rubriken dieser Zeitschrift dauernd erwähnt. Neuerdings hat der gleiche Verlag, wie in der sozialpädagogischen und der technischen Rundschau hier bereits mitgeteilt wurde, eine neue Serie begonnen, *Dr. Bastian Schmidts Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek*, die als Ergänzung zum naturwissenschaftlichen Unterricht in der Schule gedacht ist. Bände wie Karl G. Volks *Geologisches Wanderbuch* oder Dr. Victor Franz' *Küstenwanderungen* erfüllen in ihrer plastischen Darstellungsart vollkommen ihren Zweck. An weitere Kreise wenden sich die Publikationen der *Gesellschaft der Naturfreunde Kosmos* (Stuttgart, Franckh/). Ganz besonders sei auf Dr. H. Dekkers Bändchen *Sehen, Riechen, Schmecken* hingewiesen, das eine Biologie der Sinnesorgane bietet. In Weltens *Wie die Pflanzen lieben* finden wir eine kurze und prägnante Pflanzenphysiologie. Ähnliche Ziele wie *Kosmos* verfolgen die Veröffentlichungen der *Deutschen naturwissenschaftlichen Gesellschaft* (Leipzig, Thomas/). Die von R. H. Francé herausgegebene *Naturbibliothek* dieser Gesellschaft bringt in Neudruck die klassische gemeinverständliche Literatur der Naturwissenschaft und Technik. Von den neueren Publikationen dieses Verlags seien besonders Dr. Th. Arlids *Wohnstätten des Lebens* und Zimmermanns *Tiere der Heimat* erwähnt: Bücher, die geeignet sind nicht nur das Interesse an Naturwissenschaft sondern auch Liebe zur Natur zu wecken. Diese beiden Momente sind gleich maßgebend für Bücher, die Erfolg in weiten Kreisen haben sollen. Am besten sieht man das an Brehms *Tierleben*, dem es tatsächlich gelungen ist das Interesse der weitesten Schichten für die Zoologie zu gewinnen. Ebenso an dem wertvollen Werk *Der Mensch* von Professor Dr. Johannes Ranke, das den Brehm gewissermaßen nach oben hin abschließt, und das von dem verdienstreichen *Bibliographischen Institut* in Leipzig gerade jetzt in einer gänzlich neu bearbeiteten Auflage herausgegeben wird; das Werk, das in Anlage, Art der Behandlung und Ausstattung gleich zu rühmen ist, wird hier noch besprochen werden, wenn auch der 2. Band herausgekommen ist. Als willkommene Ergänzung zu Brehms *Tierleben* muß auch *Die Welt der Pflanze* von R. H.

Francé /Berlin, Ullstein/ betrachtet werden. Der Autor strebt, wie er selbst sagt, eine Erneuerung der Botanik an. Aus dem Buch spricht nicht nur der Forscher, sondern auch der Mensch, der mit offenen Sinnen fühlend und empfindend die Natur auffaßt. Der sachliche und erschöpfende Inhalt, der lebendige und warme Ton der Schilderung, schließlich die schöne äußere Gestalt des Buches machen das Werk Francés zu einem wirklichen Volksbuch. Endlich sei noch auf die Neuauflage der rühmlichst bekannten *Geschichte der Erde* von Bommeli (Stuttgart, Dietz/ hingewiesen. Das Buch, das vor 25 Jahren entstand, ist vollständig neu bearbeitet und zu 4 einzelnen Bändchen angewachsen. *Wie Berg und Tal entstehen* erzählt uns der 1. Teil, der jetzt zur Ausgabe gelangt ist.

× KurzeChronik Den diesjährigen Nobelpreis für Physik erhielt Professor Wien in Würzburg; der Chemiepreis fiel an Frau Curie, die den Nobelpreis bereits einmal zusammen mit ihrem Mann erhalten hatte. × Die preußische Akademie der Wissenschaften bewilligte mehrere Geldsummen zu wissenschaftlichen Arbeiten durch die physikalisch-mathematische Klasse; unter andern erhielt Professor Johann Königsberger in Freiburg im Breisgau die Mittel zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über Emission und Absorption des Lichts. × Dem zoologischen Institut der Universität Genf wurde ein besonders konstruierter Dampfer zur Erforschung der Fauna und Flora des Genfer Sees geschenkt. × Zwischen Kapstadt, Ceylon und Mauritius wurden vermittelt eines neuen eisenfreien Vermessungsschiffs magnetische Messungen ausgeführt; es wurden dabei in der Bestimmung der Deklination Fehler bis zu einigen Graden festgestellt.

× Literatur ! Jahrein jahraus erscheinen Schriften, die (zumeist von Laien geschrieben) die Antwort auf die letzten Dinge der Naturwissenschaft geben wollen. Zu diesen gehört Georg Wutkes Schrift *Was entsteht aus den Bewegungen der Erde?* /Berlin, Selbstverlag/, die in knapp 48 Seiten eine Erweiterung und Widerlegung der modernen Mechanik bringen will. Trotz mancher guten Gedanken bringt die Arbeit doch kaum Brauchbares, was nicht wundert, wenn man liest, daß der Autor die Begriffe *Kraft, Arbeit, Energie* identifiziert oder ähnliches mehr.

× In 2., bedeutend erweiterter und veränderter Auflage ist die *Einführung in die Deszendenztheorie* von Professor K. C. Schneider herausgekommen /Jena, G. Fischer/. In seiner jetzigen Form bietet das Buch nicht nur eine Darlegung der Ansichten des Verfassers sondern auch ein vollkommenes Handbuch der Entwicklungslehre.

### Geschichte / Paul Kampffmeyer

**Christusproblem** Professor Dr. F. Ziller legt in seiner Schrift *Die moderne Bibelwissenschaft und die Krisis der evangelischen Kirche* /Tübingen, Mohr/ überzeugend dar, wie die moderne Bibelwissenschaft das Offenbarungsansetzen der Bibel und die darauf fußende Kirchenlehre gänzlich erschüttert hat. Die Versuche moderner Theologen die *lebendige*, gleichsam unvergängliche Persönlichkeit Jesu Christi zu erfassen mußten ebenfalls scheitern; denn die Theologen erlebten gar vielerlei ideale Persönlichkeiten Christi: einen asketischen Weltverneiner, einen erhabenen Sittenlehrer, einen Weltreformer usw. Eine feste Stellung zur Bibel, zu Christus glaubt nun Professor Ziller aus der Betrachtung beider unter dem Gesichtspunkt des Entwicklungsgedankens zu gewinnen. »Gott spricht nicht nur aus der Bibel, aus dem fixierten *Wort Gottes* zu uns sondern aus der kirchlichen Tradition.« Eine modernistische Wertung der Überlieferung bringt hier Professor Ziller zum Ausdruck. Bibel und Kirche sind Bestandteile der menschlichen Entwicklung. Die *Überlieferung* ist nicht »ein bloßes Menschenwerk, das von der Kirche neben die *schriftgewordene* Offenbarung gestellt worden ist, sondern in dem selben Sinn wie diese selbst ist auch sie Offenbarung Gottes in der Geschichte.« Einer Krisis kann nach Ziller die Kirche dann entgegen, wenn sie »den Christus der Vergangenheit zu einem Christus der Gegenwart macht«. Ob das der heutigen Kirche gelingt, der *Landeskirche*, das ist sehr die Frage. Das anregende Buch Paul Kochs *Die Sage von Jesus und dem Sonnengott* /Berlin, Frowein/ rückt die historische Persönlichkeit Jesu ins Mythische. Mit einer schnellen Handbewegung tut der Verfasser die biblischen und historisch-antiken Aufzeichnungen über die Existenz des jüdischen Propheten ab. Es ist einfach nicht angängig die Paulinischen Briefe und die von Jesus Christus redenden Stellen des Tacitus und Plinius als nebensächlich und ungläubwürdig beiseite

zu werfen. Das Kapitel Kochs, das die starke Anlehnung der Lehren Jesu an Aussprüche der alttestamentlichen Bücher und des Talmuds nachweist, ist beachtenswert, wenn es auch nicht viel Neues enthält. Ganz ins Phantastische geht folgende mythologische Deutung: Judas Ischarioth ist die Personifikation des Judentums, das den Heiland veraten hat. »Es ist das der Monat Februar, dem einige Tage an seiner Vollendung fehlen, deshalb verkürzt Judas sein Leben und hängt sich auf.« Mit all den Theologen und historisch-philosophischen Forschern, die den Menschen Jesus ganz in das Reich des Mythos verwiesen haben, setzt sich der Bonner Professor D. Dr. Carl Clemen in seiner Schrift *Der geschichtliche Jesus* /Gießen, Töpelmann/ in ruhiger, vornehmer Weise auseinander. Und diese rein sachliche Untersuchung hat so viel Überzeugendes an sich, daß man ihr in den Hauptpunkten folgen kann. Das Ungeschichtliche, mit dem die Synoptiker die Jesusgestalt behangen haben, weist sie freimütig ab. Unter den vielen Büchern, die über die Jesusfrage in letzter Zeit erschienen sind, zählt dieses zu denen, die klärend und fördernd auf den Leser einwirken.

× **Krimkrieg** Die schwankende Stellung, die Österreich im Krimkrieg gegenüber Rußland und den kriegführenden Westmächten einnahm, hebt sich deutlich in Heinrich Friedjungs historischem Werk *Der Krimkrieg und die österreichische Politik* /Stuttgart, Cotta/ heraus. In diesem Krieg reichte Österreich Halbheit an Halbheit und überwarf sich dadurch völlig mit Rußland und entfremdete sich stark den Westmächten. Österreich zog trotz seiner Defensiv- und Offensivbünde nicht das Schwert gegen Rußland, es fuchtelte wohl bedrohlich mit ihm, aber es langte nicht zu einem Hieb aus. Es besetzte die Donaufürstentümer wohl und zwang den Zaren zu deren Räumung. Es mobilisierte seine 3. und 4. Armee. Und diese unschlüssige Politik bürdete Österreich große Opfer auf. Im Nordosten hielt es eine Armee von 250 000 Mann auf den Beinen. Und angesichts der die österreichischen Finanzen erdrückenden Last soll der Finanzminister Bruck bei einem Festmahl folgenden Trinkspruch ausgebracht haben: »Gott erhalte die österreichische Armee, ich, der Finanzminister, kann's nicht mehr.« Fürchtbar wurden diese Truppen in Ga-

lizien durch den Typhus dezimiert. So verlor das 2. Kavalleriekorps, das dort stand, vom August 1854 bis zum März 1855 von 15 000 Soldaten nicht weniger als 6 Offiziere und 1535 Mann. Grauenvoll sind überhaupt die Opfer dieses Krieges gewesen. Die Franzosen verloren von den zum Kriegsschauplatz gesandten 309 268 Mann 70 071, davon 49 815 an Krankheiten, die Engländer von 100 000 Soldaten 22 000, und zwar über 17 000 an Krankheiten, die Russen über 73 000, davon die Hälfte auf die gleiche Weise. Das Verpflegungssystem der Truppen war damals noch geradezu skandalös, und in Österreich knüpften sich an die Getreidelieferungen für die Armee die berüchtigten *Luftprozesse* (Lufttransportprozesse).

Durch seine Allianzpolitik glaubte sich Österreich den Anspruch auf die Donaufürstentümer gesichert zu haben. Noch im September 1855 sagte der österreichische Minister Graf von Buol zu Beust: »Wir haben die Donaufürstentümer in der Tasche.« Aber der Pariser Friedensschluß nötigte Österreich die harte Bedingung auf diese Fürstentümer wieder zu räumen. Und so endigte dann der Krimkrieg mit einer schweren materiellen und moralischen Einbuße für Österreich: mit kostspieligen Aufwendungen, großen Mannschaftsverlusten in den mobilisierten Armeen, mit der Erschütterung seines Vertrauens und Ansehens bei den Westmächten und mit der vollständigen Verfeindlichung mit Rußland. Und diese Feindschaft vergalt Rußland 1866 und 1870 durch seine Neutralität in den Kämpfen Preußens um die Einigung Deutschlands unter Führung der Hohenzollern. Der Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856 wies die Ansprüche Rußlands auf das Protektorat über die Christen der Balkanhalbinsel ab, Rußland mußte die Freiheit der Schifffahrt auf der Donau freigeben, hatte seine Befestigungen am Schwarzen und Asowschen Meer zu schleifen und auf das Halten von Kriegsschiffen in diesen Gewässern zu verzichten. Die Meerengen blieben nach wie vor den Kriegsschiffen aller Nationen, mit Ausnahme der Türkei, verschlossen.

Die schwankenden Stimmungen am Wiener Hof in der Kriegsfrage sind recht packend von Friedjung dargestellt, ebenso die Parteikämpfe im Berliner Kabinett. Friedjung enthüllt die völlige Bedeutungslosigkeit Preußens in der europäischen Politik dieser Zeiten. Von Österreich wurde Preußen noch als *quantité*

*négligable* in geradezu ehrenverletzender, kränkender Weise behandelt. In verschiedene, die Lebensinteressen Preußens berührende Abmachungen Österreichs wurde es gar nicht eingeweiht. Zum Pariser Friedenskongreß wurde Preußen sehr spät hineingezogen, erst als der von ihm unterschriebene Dardanellenvertrag verhandelt wurde.

×  
**Deutsche  
Einheit**

×  
Der Klerikalismus spielt sich in Preußen-Deutschland als Großmacht auf. Ursprüng-

lich als *undeutsch* und *vaterlandlos* von oben befeindet, wird er schon seit Jahren als patriotische Stütze des nationalen Kaisertums angesprochen und gefeiert. Bismarck hielt einst den Ultramontanismus für unvereinbar mit dem deutschen Reichsgedanken und bekämpfte ihn mit den kleinsten Gewaltmitteln einer geistig untergeordneten Polizeihüttelgesetzgebung. Es ist für die deutsche Machtstellung des Klerikalismus bezeichnend, daß in der schwarzen Bischofsstadt Regensburg die *Ausgewählten Schriften* des katholischen Romantikers von Radowitz (herausgegeben von Will. Corvinus /Regensburg, Habel/) jetzt erschienen sind, um diesen fast vergessenen Mann als geistigen Schöpfer der deutschen Einheit auszurufen. Der deutsche Klerikalismus — das ist ein Zeichen der Zeit — ist mit dem protestantischen preußisch-deutschen Kaisertum so zufrieden, daß er seinen vollen Anteil an dem Verdienst der deutschen Reichsgründung beansprucht. »Radowitz«, so schreibt Herr Corvinus in seiner Einleitung zu dessen Schriften, »war der Johannes des großen Kanzlers, der Führer nach Deutschlands Zukunft, der theoretische Begründer des neuen Deutschen Reiches.« Welches Unverständnis für den Geist und Charakter des großen Realpolitikers Bismarck spricht sich in diesen Zeilen aus. Bismarcks Einheitsgedanke baut sich auf dem tatsächlichen radikalen Bruch mit Österreich auf. Friedrich Wilhelm IV. und Radowitz strebten zwar eine Umbildung der bisherigen deutschen Bundesverhältnisse an, aber die strikte Aufrechterhaltung der veralteten vertragsmäßigen Einrichtungen erschien beiden als eine politische Notwendigkeit und ein persönliches Herzensbedürfnis. Die Bismarcksche Revolution von oben, die eine Krone und einen Kurhut in das alte Eisen warf, wäre beiden Legitimisten als unerhörter jakobinischer Greuel erschienen. Ein gewaltiger, sausender Schwertstreich durch alle die fest geschnürten

Bande, die Österreich mit Deutschlands Einzelstaaten verband, kam für Radowitz erst gar nicht in Erwägung. Auch Corvinus bemerkt einmal: »Ob die Absicht Radowitzens Österreich wenigstens in einem weitem, einem Staatenbund Deutschland zu erhalten, auch die Absicht Friedrich Wilhelms IV. war, ist heute noch eine Streitfrage.«

Für die deutsche Reichsgründung kann Radowitz nie ernstlich in Frage kommen, wohl aber für die Begründung der verworrenen romantischen Einheitsbestrebungen Friedrich Wilhelms IV. Radowitz hat wohl diesen Romantiker auf dem Thron am tiefsten beeinflusst, und jede Geschichte dieses Königs, die sich mit der Charakteristik dieser verwickelten vieldeutigen Persönlichkeit befaßt, kann den Katholiken Radowitz nicht umgehen. Radowitz hat wie Friedrich Wilhelm IV. mit dem Staatsabsolutismus gebrochen und strebt im grundsätzlichen Gegensatz zu dem reinen Repräsentativsystem eine zeitgemäße Erneuerung des Ständegedankens an. So schreibt Radowitz im Jahr 1847: »Die historischen Betrachtungen, die meine politische Auffassung bestimmen, haben mich darauf hingeführt in den alten organischen Ständen die eigentlichen realen Existenzen des Volkes und also auch dessen natürliche und befugte Vertreter zu erblicken. Aber ich bin nicht so blind, um nicht wahrzunehmen, daß in der großen Mehrzahl der jetzt Lebenden, zumal in Deutschland, dieser Begriff immer mehr zurückgetreten ist, so daß unter denen, die nach Recht und Ordnung streben, die Überzeugung vorwaltet: die Vertretung des Volkes könne nur auf Besitz und Intelligenz begründet werden.« Für den monarchischen Staat hält er das patrimoniale Prinzip für unentbehrlich. Den König betrachtet er als das Familienoberhaupt, das seine aus eigener Erkenntnis fließende Tätigkeit mit den Gefühlen und der Einsicht der einzelnen Familienglieder, den ständischen oder sozialen Gruppen des Volkes in Übereinstimmung zu bringen trachtet. Staat und Kirche sollen eng mit einander verbündet sein. Höchst romantisch strebt Radowitz die »volle Unabhängigkeit« und gleichzeitig die »volle Verbündung« der »beiden großen Potenzen im Leben der Menschheit«, Staat und Kirche, an.

Dann und wann überrascht uns bei Radowitz schon ein großes Verständnis für die proletarische Bewegung. Fein begreift er die verzweifelte soziale und wirtschaftliche Position des Proletariats;

und das nimmt schließlich nicht wunder, denn er hat, wie seine *Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche* beweisen, fleißig die grundlegenden Schriften des französischen Sozialismus studiert. Er anerkennt in diesen Gesprächen einmal freimütig, daß ein Teil des Volkes durch die heutigen »Repräsentationskonstitutionen« seine Bedürfnisse nichts weniger als »befriedigt« findet: »Ich brauche Ihnen nicht zu wiederholen, weshalb die Besitzlosen niemals zugeben können und werden, daß eine von den Besitzenden ausgehende Gesetzgebung ihre Interessen sicherstelle.«

Aus dem Dunstkreis der ständischen Welt steigt jedoch von Radowitz kaum empor. Fern liegt ihm das Verständnis für die ökonomischen und politischen Machtinteressen der aufsteigenden Bourgeoisie. Und das mußte zum mindesten der wirkliche *Einiger* Deutschlands besitzen. Der *konservative Reaktionär* Bismarck leitete ja die *liberale Gesetzgebung* ein.

× **Kurze Chronik** Der erste Monistenkongreß in Hamburg war durch zwei kulturhistorisch bemerkenswerte Momente gekennzeichnet: durch die entschiedene Bekämpfung des Staatskirchentums und durch die starke Betonung sozialistischer Gedanken. Professor Dr. Joil-Wien erhob die Forderung: der Monismus müsse sich, wenn er als geistige Macht im Volk auftreten wolle, an die Spitze der ethischen Bestrebungen unserer Zeit stellen. Ob er dazu geistig fähig ist, das steht auf einem andern Blatt. × Für die Bedeutung, die der Papst der katholischen Bewegung in Nordamerika beilegt, ist die Tatsache charakteristisch, daß nach den neuesten Kardinalernennungen Nordamerika 3 Kardinäle zählt, gegen einen einzigen südamerikanischen.

× **Literatur** Der diesjährige Katholikentag in Mainz ist in stürmische Huldigungen für den Bischof von Ketteler ausgeklungen. Zur Feier des 100jährigen Geburtstags dieser kraftvollen Persönlichkeit hat Johannes Mundviler eine warm empfundene Schrift, betitelt *Bischof von Ketteler als Vorkämpfer der christlichen Sozialreform* (München, *Verband süddeutscher katholischer Arbeitervereine*) herausgegeben. Der Bischof von Ketteler war ein Mann der Tat, nicht der Idee. Dem christlichsozialen Gedankenschatz hat er keine neue Idee hinzugefügt. Sein Wesen wurzelt in der

christlichen Liebestat, er ist groß in seiner opferfreudigen Hingabe für die Armen, für die Waisen und Witwen, für die geistig und körperlich Gebrochenen, aber er ist kein Führer für die Kämpfenden und Starke. Sein sozialpolitisches Programm erschöpft sich eigentlich in der Forderung der Sonntagsruhe, Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, in der Hilfstätigkeit von Staat und Gemeinde für die Armen. Die Forderung einer umfassenden staatlichen Zwangsarbeiterversicherung finde ich bei ihm nicht ausgesprochen. Ketteler hat eine klare Vorstellung von der Bedeutung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter, er wertet relativ modern schon die Gewerkschaftsbewegung. Die Rolle der Demokratie für die Begründung sozialer Institutionen ist ihm nicht aufgegangen. Seine Schriften sind durchweg auf den Gedanken gestimmt: Nicht Staatsformen können unsere sozialen Übel heilen, sondern nur die sittliche Wiedergeburt der Menschen. In der sozialen Auffassung des Eigentums schließt er sich eng an Thomas von Aquino an. × Die Schilderungen und Studien Georg Tautschers *Im innersten Großrußland* /München, Reinhardt/ vermitteln uns eine ganze Reihe lebensvoller russischer Landschaftsbilder und eindrucksvoller Tatsachen über die russische Volkswirtschaft. Das russische Eisenbahnwesen und der Charakter der russischen Provinzialstadt sind anziehend dargestellt. Unsere übertriebenen Vorstellungen von dem trinkenden Rußland werden gründlich berichtigt. Die volkswirtschaftlichen Zustände und vor allem die sozialen Klassen Rußlands sind aber von einem stark reaktionären Standpunkt aus betrachtet. Der Verfasser tritt für eine wesentliche Forterhaltung des russischen Staatskirchentums ein und widerspricht einer freien Gestaltung von Kirche und Staat, er bewundert Witte und Stolypin als die Retter Rußlands aus den Nöten der Revolution, er findet kein Wort des Abscheus gegen die russische Henkerswirtschaft und begeistert sich »für die Leitung der Massen durch eine starke und geschickte Hand«. × Unter Mitwirkung namhafter ethnologischer Forscher und Gelehrten, wie der Professoren Dr. Felix von Luschan und Dr. W. Volz, hat Dr. Georg Buschan eine kurzgefaßte *Illustrierte Völkerkunde* /Stuttgart, Strecker & Schröder/ herausgegeben. Das Buch setzt mit einer instruktiven Einführung in die Völkerkunde von Dr. Richard Lasch in Wien ein. Dr. Lasch verwirft ebenfalls wie jetzt die Mehrzahl

der Forscher die Annahme, die Entwicklung der sozialsexuellen Beziehungen hätte mit einer allgemeinen Promiskuität eingesetzt. Er verlegt ferner die Entstehung des Handels in die ältesten Zeiten menschlicher Kultur. Allerdings läßt er den Handel mit der innerlich recht widerspruchsvollen Form des Geschenkhandels beginnen. Auf dem Gebiet der speziellen Völkerkunde fällt besonders der Abschnitt über Afrika auf, der aus der Feder des Professors Felix von Luschan geflossen ist. Welche gigantischen Fortschritte in der Erforschung der afrikanischen Völkerstämme haben wir in den letzten 3 Jahrzehnten gemacht. Professor von Luschan weist darauf hin, daß der ausgezeichnete Kenner des schwarzen Erdteils, Robert Hartmann, noch 1879 die Völker Afrikas »für die Glieder einer in sich geschlossenen Kette« halten konnte. Heute aber wissen wir, daß die Vorstellung von den Afrikanern als von einem ethischen Ganzen den Tatsachen nicht entspricht. Die *Illustrierte Völkerkunde* stellt ein riesiges ethnologisches Material übersichtlich zusammen. Ein Namen- und Sachregister erleichtert trefflich das Buch für den praktischen Gebrauch. × Die bekannte Hertsletsche Sammlung *Der Treppenwitz der Weltgeschichte* ist, von H. F. Helmolt bearbeitet, in 8. vermehrter Auflage erschienen /Berlin, Haude & Spener/. Diese Zusammenstellung von Mißverständnissen und Erfindungen, die um die großen Ereignisse gedichtet worden sind, gibt eine belustigende Lektüre und zugleich einen Einblick in die Psychologie der Geschichtsschreibung. Indem alle die schlagenden Pointen der Weltgeschichte als nachträglich zurechtgestutzt demaskiert werden, wird der Fortgang der Geschichte unpersönlich, sachlicher begriffen, und unsere Auffassung von der evolutionistischen Notwendigkeit des Werdens wird neu gestärkt. Und doch zeigt sich in der steten neuen Legendenbildung, wie sehr der menschliche Geist das Bedürfnis nach konkreter Ausgestaltung des geschichtlichen Prozesses hat, wie die einzelnen Phasen ihm im Fleisch und Blut einzelner Personen, in der Zuspitzung einzelner Ereignisse lebendig werden. Der Heroenkultus alten Stils bekommt durch die Treppenwitzsammlung einen ordentlichen Stoß. Aber die Persönlichkeit als Manifestation und Träger der Entwicklung wird dadurch nicht beseitigt — sie wird nur an eine unserer historischen Anschauungsweise entsprechende Stelle gesetzt —, und die einzelnen Geschichten

verlieren zwar ihre geschichtliche Existenz, behalten aber ihren Wert als Fabeln, die die Widerspiegelung einer Zeit-epoche in dem allgemeinen Bewußtsein charakterisieren. Man wird daher das treffliche Buch gern da haben und von Zeit zu Zeit zur Hand nehmen. X In Form zweier Romane (*Liebe und Leben der Lady Hamilton* und *Lord Nelsons letzte Liebe* /Berlin, Bong/) hat H. V. Schumacher das Leben der Lady Hamilton vor uns erstehen lassen, deren Memoiren bekanntlich schon den ältern Dumas reizt haben (siehe diese Rundschau, 1911, 2. Band, pag. 716). Die Schumacherschen Bücher, deren fesselnde Schreibweise die Spannung des echten Abenteuerromans im Leser erzeugt, gehen über den bloßen Nervenreiz erheblich hinaus und weiten sich zu einer kulturgeschichtlich wertvollen Darstellung aus. So interessant die Einzelschicksale auch sind: wichtiger, bedeutender ist das Bild des England um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, das nur dem sehr genau Betrachtenden die Umrisse des heutigen zeigt, aber gerade in den charakteristischen Formen der öffentlichen Sittlichkeit dessen Gegenteil bildet. Reizvoll und anwidern, stets aber intensiv in Anspruch nehmend ist es diese Epoche des wendenden britischen Imperiums mitzuerleben, jener Zeit, da die Casanova und Cagliostro des Kontinents in England ihre Gegenbilder fanden. Die beiden Bücher, die die romanhafte Ausschmückung mit historischer Treue verbinden und mitten in der bewegten Erzählung historische Urkunden und Bilder reproduzieren, werden von dem geschichtlich Interessierten ebenso gern gelesen werden wie von dem bloß Unterhaltungsbedürftigen. X In dem Schriftchen *Aus alten Tagen* /Stuttgart, Dietz/ erzählt Julius Deutsch ansprechend und lebendig von deutscher Vergangenheit. Das Werkchen ist im guten Sinn des Wortes volkstümlich geschrieben und dürfte unserer Arbeiterjugend zur Belehrung und zur Ermunterung zu eingehenden historischen Studien dienen. X Ein tiefes Interesse für die Antike erweckt das geistvolle Werkchen Paul Cauers *Das Altertum im Leben der Gegenwart* in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/. Seine Untersuchungen schließt Cauer mit folgenden treffenden, die Bedeutung der Antike für uns erfassenden Ausführungen: »Jahrhunderte hindurch hat das Altertum mit

der Gewalt des Dogmas die Völker erzogen. Das ist vorbei. Die moderne Menschheit ist selbständig geworden. Was ihr nottut, ist der ältere Freund, mit dem man wie mit einem Gleichen verkehrt, an dem man emporwächst, während er selbst mitgeht. Und die Antike, im Wandel der Zeiten immer neu von der Wissenschaft erfaßt, wandelt selbst ihr Aussehen. Wer sie in einer bestimmten, dem Kultus dienenden Beleuchtung festhalten will, behandelt sie wie eine altdeutsche Bauernstube, die in ein Museum gestellt wurde: Das Bett ist aufgeschlagen; der Tisch gedeckt, die Lampe geputzt; aber eine Inschrift warnt, daß man nichts anrühre. Uns soll in dem, was wir von den Griechen und Römern ererbt hatten, eine Wohnung bereitet sein, in der wir heimisch werden; erst so können wir uns des lebendigen Besitzes voll erfreuen.«

## KUNST

### Dichtkunst / Max Hochdorf

**Fischers Verlag** 25 Jahre sind es her, daß der Verlag S. Fischer begründet wurde. Das Jubiläum muß festlich begangen werden. Denn Herrn Fischer dankt die moderne Literatur Unendliches. Wer in dem Festkatalog des Hauses blättert, wird sich wiederum dieser edlen Verdienste bewußt. Im Jahr 1889 veröffentlichte Fischer Gerhart Hauptmanns erstes Drama *Vor Sonnenaufgang*, und damit wurde der große Kampf der Jungen gegen die Alten eingeleitet. Ibsen war erst wenigen Getreuen bekannt. Fischer half ihm zum Ruhm in Deutschland, eigentlich auch im übrigen Europa. Und eine Zeitlang war es der Fischersche Verlag allein, zu dem Deutschlands beste Schriftsteller strömten. Dazu kamen die Großen vom Norden und die Franzosen; Shaw wurde durch Fischer an die richtige Stelle gesetzt. Georg Hirschfeld, der Graf Keyserling, Thomas Mann, Wassermann wurden später aufgenommen. Es geht nicht alle Namen aufzuzählen. Nur muß gesagt werden, daß Fischer der treueste Hüter des modernen europäischen Geistes über 5 Lustren gewesen ist. Heute darf er seine Erfolge zählen. Heute darf er in ansehnlichen Gesamtausgaben die vielen Bände der Dichter vereinigen, denen er den Weg gebnet hat. Aber welche Energie, welcher Scharfsinn waren zu dieser Arbeit notwendig. Fischer selbst hat in einem Artikel seines Festkatalogs erklärt, wie er das schwierige Rechenexempel lö-

sen konnte sein Geschäft auf eine stolze Höhe zu bringen und gleichzeitig dem Ideal des Geschmacks und der geistigen Freiheit zu dienen. Er glaubt, daß er die Gabe richtig entfaltet hat die »Phantasiawerte« der Literatur nutzbringend anzulegen, doch er gesteht mit einem wohl zu lobenden Stolz, daß der Instinkt des Erfinders, der im Buchhandel der Trieb des Entdeckers sein muß, ihm richtig geleitet hat. Dem Fischerschen Verlag ist die reale Kapitalisierung dieser schwebenden Werte vorzüglich gelungen. Henrik Ibsen wurde im ersten Lebensjahr des Hauses verlegt, und im Jahr 1911 darf dessen Sohn Sigurd zu den Fischerschen Getreuen rechnen. Eloesser, der Fischers Anteil am geistigen Leben unserer Tage mißt, wägt sehr gerecht, und er sagt, daß gerade heute manche Ströme der Kunst nicht mehr der Fischerschen Quelle entließen. Er schmälert mit diesem Urteil, das niemandem willkommener als dem Jubilar sein wird, kein Verdienst. Denn gerade ein Hauptwerk des Verlags, *Die neue Rundschau*, hat zur Erweiterung, zur Verfeinerung der deutschen Literatur das Erheblichste beigetragen. Die Kritiker, die erst in der *Freien Bühne* und hernach in der *Neuen deutschen Rundschau* urteilten, Otto Brahm und Bahr und Alfred Kerr, sie wollten ja gerade die Jugend emanzipieren, die Selbständigkeit der originalen Talente keineswegs unterdrücken. Die Jungen, die sich treulicher an ihre Lehrer schmiegen, wurden im Fischerschen Verlag gern aufgenommen. Und die anderen, die eigene Wege suchten, fanden dennoch ihr Lob in der *Neuen Rundschau*. Stattliches hat der Fischersche Verlag geleistet. Er hat sich selber in den Gesamtausgaben der Dichter, die uns allen teuer sind, das Monument errichtet, das jeder Vergänglichkeit trotzt: Da haben wir Ibsen (in 2 prächtigen Ausgaben), Hauptmann, Dehmel, Hartleben, Geijerstam, Björnson, Shaw. Die Lebensarbeit der Moderne mit ihren Kämpfen, ihren herrlichen Entzückungen ist in diesen Bänden verkörpert. Und Fischer hat allen auch ein schönes Gewand gegeben: Die Werke sind mit ruhigem Geschmack und Sinn für Harmonie ausgestattet, zum Teil vorbildlich in Antiqua gedruckt. Und wie der Reiche nicht geizen soll, so hat Fischer gerade vor kurzem eine seiner wertvollsten Einrichtungen geschaffen, die *Bibliothek zeitgenössischer Romane*. 1 Mark kostet hier das Buch der besten Autoren. Es wird nicht das schlechte, sentimentale Zeug anderer billiger Romansammlungen

geboten sondern das Kostbarste unserer modernen Zeit und der jüngsten Vergangenheit. Und wenn Fischer gelobt, daß sein Jubiläum nur der Beginn des energischen Weiterarbeitens sein soll, dann kommt dies Gelöbnis von einem hoch ehrenhaften, höchst glaubwürdigen, erprobten Mann.

X Hamsun Sausen des Waldes hat Knut Hamsun seine Lyrik genannt. Und wir müssen ihn uns vorstellen, wie er sich auf den Boden des Forstes legt, die Augen schließend, um von keinem Lichtflimmer abgelenkt zu werden. Denn er will horchen bis zum höchsten Gestirn und bis an das Eingeweid der Erde. Ein Mann, dem solche Lebensart zur Kunst geworden ist, gehört zu den großen Mystikern der Welt, mag er nun auf einen Gott schwören oder sich zum Heidentum bekennen. Es sind fast immer die vitalen und dennoch die ewigsten Vorgänge des Menschendaseins, die Hamsuns Genie aufregen. In einem seiner Reisebücher schildert er den Tod eines Pferdes. Der Gaul ist liegen geblieben, der Abend hat seine Dunkelheit gesponnen, der Mond scheint über die Ebene. Da schleichen die Kaukasier heran, jeder mit dem scharfen Messer bewaffnet. Wie die Schakale schleichen sie heran, jeder schwingt sein Messer, jeder sägt sich seinen Schmaus vom Kadaver des im Siechtum verendeten Tieres. Und obwohl hier etwas Bestialisches beschrieben wird, sehen wir tief in das Gemüt eines ganzen Menschengeschlechts. So groß ist die Kunst Hamsuns sinnliche Bilder für seelische Geheimnisse zu formen. Und ist es anders im *Hunger*? Ist es anders in dem wundervollen *Pan*, in den *Mysterien*, die uns gefangen nahmen, in dem Buch der Resignation *Unter Herbststernen*? Der Erzähler, der nichts verschweigt, der Seele und Sinne und Natur und Überirdisches so sorgsam verzeichnet, könnte wohl kaum die Enthaltsamkeit üben im Drama alles zu unterdrücken, was nicht unmittelbar zur Entwicklung der Theaterhandlung notwendig ist. Man betrachte sein neues Drama *Vom Teufel geholt*, das, wie alle Hamsunschen Werke, bei Langen in München erschienen ist, dem wir deshalb dauernd Dank schulden werden. Wenn man es als Regisseur ansieht, dann ist es ungelenk, dann braucht es den Rotstift an allen Orten. Aber es wächst über das Bühnenstück hinaus durch die vielfältigen Probleme, die erörtert werden. Da ist auch nicht ein Mensch, der konventionell

erfunden wäre, dem man es nicht ansähe, daß er vollkommen aus Hamsunscher Schöpfung entstammt. Frau Juliane Gihle ist einmal Tingeltangelsängerin gewesen. Sie hat zahlreichen Männern gehört, unter anderen einem Weltfahrer von heroischer Art, dem Herrn eines Negers und einer Giftschlange. Sie ist dann die Gattin eines Mummelgreises geworden, den sie nur streicheln muß, aber nicht lieben kann. Sie nimmt sich deshalb noch einen kräftigen jungen Mann zum Liebhaber. Und nun ist der Moment gekommen, da auch der Jüngling ihr entgleitet, da sie ihr Alter fühlt, da sie fürchtet, daß sie bei dem Schmutzigsten und Schwärzesten, bei einem Neger, enden wird. Es begibt sich, daß der heroische Weltfahrer von seiner Schlange vergiftet wird und stirbt, daß der letzte Geliebte angeekelt entflieht, und plötzlich stellt sich bei Frau Gihle der Neger ein, von seinem toten Herrn Grüße überbringend. Die Tingeltangelsängerin betrachtet ihn eine Weile. Dann sagt sie nichts als *Willkommen!* So ist sie vom Teufel geholt worden. So werden wir alle einmal vom Teufel geholt, der heute nicht mehr aus der tiefen Hölle emporsteigt, der auf der Erde herumgeht, nach Beute jagend. Für jede Kreatur trägt der Teufel eine andere Maske. Er war für Frau Gihle als Neger geschminkt. Es ist sehr leicht in dem Hamsunschen Stück kindliche Mängel der Technik und sogar der Wahrscheinlichkeit nachzuweisen. Er lebt eben außerhalb jeglicher Bühnenroutine. Er wollte gar nicht mit irgendeinem Theaterpraktiker in Wettbewerb treten. So sind alle Menschen außerordentlich echt geworden, zum Beispiel dieser alte Gihle, der so stolz auf sein Greisentum ist, daß er keine Sekunde lang die mächtigen Hörner an der Stirn fühlt, der verkommene Musikus, der einmal Frau Gihle auf ihren Tournéen begleitet hat; vielleicht kennt auch er mehr als ihre schöne Stimme.

X  
Dramen

Trotz allem, was gedeutet werden mag, es ist doch nur eine Mode, daß mit einem ungeheuren Aufwand von szenischer Erfahrung und Phantasie die *Orestie* des Aischylos aufgeführt wird. Gewiß, man hat die Schwerfälligkeit der Philologen überwunden. Karl Vollmoeller (*Die Orestie* /Berlin, S. Fischer/) wiederholt nicht den Versuch den hellenischen gespaltenen Trimeter zu übersetzen. Er verdeutscht im 5füßigen Jambus, und auch seine Chorgesänge sind nicht auto-

matische Nachahmung. Seine Übersetzung ist sehr gut, viel poetischer als die Verflachungen von Wilamowitz-Moellendorff. Als Gräzist prüfe ich seine Arbeit nach und kann ihren Kunstwert sehr loben. Nur ist es bedenklich die antiquarischen Neigungen zu stark in den Vordergrund des literarischen Interesses rücken zu lassen. Der Übersetzer Vollmoeller ist sehr begabt, obwohl sein Jambus oft hart und klapprig ist, ohne daß die Charakteristik es verlangt. Er meistert sein Deutsch in allem dennoch sehr lobenswert. Es ist daher verständlich, wenn der mutige Max Reinhardt sich von ihm Gozzis *Turandot* /Berlin, S. Fischer/ bearbeiten ließ. Hier mußte Vollmoeller oft leicht und derbe sein, oft für die Intermezzi nur das *schizzo* liefern. Er tat auch das sehr gebildet, sehr theaterklug. Weniger emsig bemühte sich stets Hofmannsthal am Archaischen festzuhalten. Wenn er die Elektra zu einem Modell des Wahnsinns charakterisiert, so ist überall der Wunsch verspürbar dem antiken Stoff moderne Interpretation zu geben. Nach den lyrischen Dramen seiner Jugend, nach dem kostbaren Frühwerk *Der Tor und der Tod*, nach dem *Bergwerk zu Fahln* leistete Hofmannsthal diese Vermittlerarbeit. Die *Gedichte und kleinen Dramen* hat der Inselverlag in Leipzig neu gesammelt und schön und wohlfeil herausgegeben. Der Dichter hatte mit der Melancholie seiner verspäteten Knabenzeit abgeschlossen, und da er ins Männliche reifte, sollte er Höheres als nachbildendes Kulturwerk, sollte er ein Theater der Leidenschaften begründen. Es ist hier schon gesagt und gezeigt worden, daß Hofmannsthal zu solcher Kraft niemals geboren, daß er der kunstvollste Bearbeiter, der klügste, geschmackvollste Mann war, wenn es galt zu entlehnen und zu läutern. Im selbständigen, im Shakespearisch geplanten Stück blieb er angreifbar und klein. Er versuchte sich dann in der Komödie, in *Cristinas Heimreise* /Berlin, S. Fischer/, im *Rosenkavalier* /Berlin, S. Fischer/, den Richard Strauß vertonte. Es ist in der venezianischen Komödie sehr klar, daß Hofmannsthal ein schlechter Psychologe ist, wenn er die Psychologie aus eigenem Kunsterlebnis schöpfen muß. Cristina, das Landmädchen, das sich so schnell dem Windhund Florindo gab, das sich so langsam dem treuern Anbeter, dem alten Seebären, zuwendet, ist eine liebliche Erfindung. Das Bauernmädchen ist mit dem Onkel, dem Pfarrer, in Venedig. Da begnet ihr ein leichtsinniger Schürzen-



jäger, der zwei Geliebte verläßt, damit er Cristina verführt. Nun kehrt das Mädchen in ihr Landhaus zurück und wartet, wartet, daß der Verführer Florindo sie zur Hochzeit hole. Er kommt nicht, und da faßt sich ein alter Kapitän, der 30 Jahre durch die Welt geschwommen ist, der genau Cristinas Vergangenheit kennt, das Herz ihr Gatte sein zu wollen, und er wird schließlich mit Jubel aufgenommen. Wenn Hofmannsthal ein guter Psychologe, ein innerlicher Seelenkennner wäre, dann würde er für Cristinas Reden einen schlichtern Ton, nicht den des französischen Sittenstücks gefunden haben. Ihm lag viel an der Munterkeit der Szene. Er ist in allen Literaturgattungen gelehrt und bringt die Bewegung der Szene, die aber doch nur Zappelerei ist. Er häuft die Motive und verwirrt sie. Die Episode drängt sich vor und unterhält sogar sehr lustig. Das Problem der Seelen wird nur schwach gelöst.

X  
**Neuausgaben** Die Schillerausgabe, die von den im *Tempelverlag* verbündeten deutschen Buchhändlern geschaffen wurde, ist jetzt vollendet. 12 Bände enthalten das gesamte Klassikerwerk. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, daß nicht ein Verleger das Risiko des Unternehmens auf sich lud, daß eine soziale Gruppe gebildet wurde. Denn eine gewisse Opferwilligkeit ist notwendig, eine Brüderschaft der finanziellen Kräfte, um für den *Tempelschiller* den Weg zu bereiten. In dem Fischerschen Jubiläumskatalog hat der für das ganze Unternehmen verantwortliche Buchkünstler E. R. Weiß die Grundsätze erklärt, die ihn bei seiner Arbeit geleitet haben. Er spricht da von dem leichten Volksbuch, das sein Ideal ist. Wir sind gegen eine zu massive Pathetik empfindlich geworden, und wir lieben auch nicht mehr das Buch von übertriebenem Gewicht. Leichtigkeit ist aber auch nicht gleichbedeutend mit Puppenzierlichkeit. Das Ideal ist ein anständiges Buch von schlichtem Format, von gutem, dauerhaftem Papier, von gefälligem Druck. Das Format ist sicher eine wesentliche Eigenschaft des Buches. Die Schlankheit des neuen Schiller ist auffällig und angenehm. Das Papier ist nicht zu dick, aber es läßt auch nicht die Druckerwärze von einer Seite zur andern durchschimmern. Der Inhalt läßt die wissenschaftliche Anordnung nicht vermessen. Bis zum 7. Band sind die Gedichte, die Dramen und die ästhetischen

Schriften gesammelt; bescheiden nennen sich die redigierenden Gelehrten am Schluß jedes Buches. Und dann folgen bis zum 12. Band die zahlreichen Bearbeitungen und Übersetzungen, die historischen Studien des Jenaer Geschichtsprofessors und die vielen kleinen Artikel und Kritiken des sehr betriebsamen Journalisten. Die dramatischen Fragmente und Skizzen Schillers wurden in einer populären Ausgabe noch niemals so vollzählig gedruckt. Das ist alles sehr geschmackvoll, sehr überlegt und ernsthaft. Ob man, was Noten, Einleitungen und den kritischen Apparat anlangt, die unbedingte Enthaltensamkeit empfehlen soll, ist fraglich. Wenn man den einzelnen Band durch solche Zugaben des Gelehrten nicht stören will, dann wäre es praktisch gewesen all dies literarhistorische Material in einem Ergänzungsband zu vereinigen. Gerade weil die Philologenarbeit in dieser Ausgabe so behutsam durchgeführt worden ist. Aus dem Material jedes einzelnen Redaktors hätte sich da ein sehr wichtiger Band ergeben, den sich der Student und der weiter Suchende gern kaufen, den der bescheidene Bücherfreund den Gelehrten aber überlassen würde.

Der Dichter Karl Immermann ist sehr vergessen. Und trotzdem verdiente auch er es in die *Goldene Klassikerbibliothek* /Berlin, Bong/ eingereiht zu werden. Denn er ist nicht nur der Begründer der deutschen Dorfgeschichte, die nach ihm fleißige, aber weniger begabte Schriftsteller fortgesetzt haben. Sein *Oberhof* ist ja nur eine Episode des großen *Münchhausenromans*, der zum erstenmal in der deutschen Literatur versuchte realistisch alle Strömungen des modernen Lebens zu formen. Die Werke Immermanns gab jetzt in der *Goldenen Klassikerbibliothek* Werner Deetjen heraus, und er entwirft, gerüstet mit allen wissenschaftlichen Dokumenten, gleichzeitig eine Biographie Immermanns. Seine Werke waren heute schwer zu haben. Und das war sehr bedauerlich. Denn Immermann ist eine der lehrreichsten, eine der anregendsten literarischen Persönlichkeiten. In seinem Wesen ist eigentlich das Absterben der Romantik sichtbar und das Vorausahnen, das Vorausgestalten der Realistik nach unserm Sinn. Und daher bieten seine Werke auch den Heutigen Genuß und sachliches Interesse in reicher Fülle. Immermann ist auch als Theatertechniker und Regisseur gerade uns Heutigen sehr interessant. Die Bühnenreformen, die er in Düsseldorf verwirklicht

hat, die er zum Teil auch nur planen durfte, lassen schon die Kunstanschauung spüren, der gerade unsere besten Theatermänner jetzt anhängen. Immermann hatte sich eine eigene Shakespearebühne erdacht, indem er das Malerische und gleichzeitig das ganz Einfache suchte, und er war ein so überzeugender, objektiver Schilderer seiner eigenen Arbeit, daß jeder Dichter nur mit großem Nutzen sein Schüler werden kann. Und der menschliche Charakter des bedeutenden Mannes floß schon zu seiner Zeit selber den Gegnern tiefe Achtung ein. Es ist oft versucht worden Immermann, den besten und ausdauerndsten Freund und Verteidiger Heinrich Heines, als einen sehr eiteln Herrn zu verleumden, ja als ein hartes Herz, das selber in Wohlstand und Glück lebte und eines der größten deutschen Genies im Trunk verkommen ließ. Es handelt sich um Christian Grabbe. Denn im Dezember 1834 war Grabbe ja nach Düsseldorf gekommen, um dort nach allem Unglück in seiner Ehe und Beamtenlaufbahn eine neue Existenz anzufangen. Es ist überflüssig hier Schuld oder Recht abzuwägen. Immermann hat Grabbe viel Freundschaft und Vorteil zugebracht. Aber er hatte es mit einem Schwerkranken zu tun, dessen Untergang wohl eine Weile zu hemmen, aber niemals zu verhindern war. Der Säufer Grabbe, den Immermann eine Zeitlang von der Kneipe in gebildete und wohlwollende Gesellschaft entführt hatte, verfiel seiner Krankheit wieder vollkommen, als Immermann Düsseldorf verließ und auf Reisen ging. Nun war der beschützende Freund vielleicht nicht milde und barmherzig genug, vielleicht zu sehr auf die Schonung und Erhaltung seiner eigenen sozialen Ruhe bedacht. Nun kamen auch kräftige Eitelkeiten bei dem Beschützer Immermann zutage. Man sollte sich aber vor allzu einseitiger Enttäuschung hüten.

Über Grabbe soll in dieser Zeitschrift demnächst eine besondere Studie erscheinen. Dieser bedeutende Dichter und unglückliche Mensch steht unserm Herzen nahe. An dieser Stelle will ich nur auf die neue, sehr empfehlenswerte 3bändige Ausgabe von Grabbes Werken hinweisen, die Paul Zannert zusammen mit Albin Franz für das *Bibliographische Institut* in Leipzig redigiert hat. Franz ist inzwischen verstorben, und so fiel die endgültige Arbeit des Ordens und Kommentierens Herrn Zannert allein zu. Er schuf ein ebenso zuverlässiges Werk wie es die übrigen Editionen des Meyerschen

Klassikerverlags sind. Diese Bücher sollen nicht in erster Linie dem freudigen Bibliophilen dienen. Sie sollen vor allem dem Literaturgelehrten ein sicheres Werkzeug sein. In diesem Sinn sind die Meyersche Kleistausgabe, für die Erich Schmidt den Stab der Mitarbeiter dirigierte, und die Heineausgabe ein schönes Beispiel. Schlicht, ein wenig nüchtern sind diese gediegenen Bücher gedruckt und gebunden. Aber sie sollen kein anderes Gewand zeigen: Sind sie doch für den Studenten und Gelehrten das tägliche Gebrauchsbuch, das Strapazen aushalten muß, das leicht fleckig und brüchig würde, wenn es zu leicht und leicht wäre. Der Einband hat in letzter Zeit sehr gewonnen, und es würde gar nichts mehr an ihm auszusetzen sein, wenn der Rücken von aller Ornamentik und auch von der Zweifarbigkeit befreit würde. Auf weitere Ausgaben dieser Klassikersammlung werden wir demnächst hier zurückkommen.

Eine sehr kostspielige, wenn man will: sehr exotische Gesamtausgabe besorgt der Mindener Verlag J. C. C. Bruns. Die vortrefflichen Verdeutschungen, die Oscar Wildes Übersetzerin Hedwig Lachmann und Hedda Moeller-Bruck von Edgar Allan Poes Werken hergestellt haben, werden in 6 sehr starken Bänden vereinigt. Der Dichter des Grauens und der Kriminalgeschichten beeinflusste Marcus Behmer eine Buchausstattung von exotischer Pracht zu ersinnen. Er dachte sich die 6 Poebücher als sibyllinische Bücher, die natürlich von einem alltäglichen Kunstwerk unterschieden sein mußten. Wie ein Corpus der Gebete ist das Ganze ausgestattet. Die Druckseiten sind aus pappehartem Papier, als wenn sie Jahrhunderte überdauern sollten. Hier wurde das Gegenteil von dem leichten Gebrauchsbuch des E. R. Weiß beabsichtigt: das Feiertagsbuch. Inschriftenartig groß sind die Antiquatypen. Aus allerhand Märchenlinien, aus mystischen Spiralen, die Schlangengeleibern, Schilfgeschlinge und ähnlichen Zauberzeug ähneln, ist der Rand des innern Titelblatts umwoben. Das Vorsatzblatt ist mit farbigen, mattbraunen und grünen Zacken auf grauem Grund gezeichnet. Das Ornament, beinahe das Gemälde, war die Absicht des Künstlers, nicht die bloße Linie. Die Einbanddecke trägt gar ein dickes, vergoldetes Sonnenrund, in dessen Kreis wieder magische Figuren stehen, gekräuselte Arabesken, aus denen zugenspitziige Keile hervorschießen. Der Rücken ist ein Per-

gamentblatt, und die Goldstickerei darauf gibt dem Heraldiker des Märchenreichs neue Rätsel.

Für die Technik des leichten Buches haben wir Deutschen von den Engländern sehr viel gelernt, wie das Weiß auch sehr gern zugibt. Die *Oxford University Press* ist die vornehmste Stätte britischer Buchkultur. Die Franzosen kaufen dort die harmonischsten Ausgaben ihrer Klassiker. Man nehme zum Beispiel den gerade vorliegenden Band von *Molières Oeuvres complètes*. Die zuverlässigsten Texte der 34 Molièreschen Dramen und die übrigen Poesieen sind auf 647 Seiten abgedruckt. Dabei ist das Buch nur einen guten Zentimeter dick. Jede Seite ist vollkommen klar gedruckt. Kein Buchstabe stört den andern. Die niedrige Antiqua ist ebenso lesbar wie ein verschnörkelter Riesendruck. Eines der wichtigsten Probleme der Buchästhetik ist die Aufgabe dem Buchrücken Harmonie zu geben. Die moderne Maschine zerlegt das Buch nicht mehr in einzelne Bündel. Deswegen wäre es eine Täuschung für ein Ornament den Rücken als zerschnittene Wölbung anzusehen. Der Buchrücken soll eine einheitliche Fläche sein. Das Buch steht aufrecht; wenn man will, darf man in diese Haltung etwas Beseeltes, Menschliches deuten. So muß auch der Titel gerade und nicht in die Quere zu lesen sein, das heißt er muß unbedingt waagrecht stehen. Die Engländer kennen diese Gesetze schon seit 30 Jahren, und wir wollen nicht vergessen, daß sie unsere Lehrer gewesen sind. Es ist sehr bedauerlich, daß einige Verleger, wie der sonst so tüchtige Georg Müller, jetzt wieder den Unfug früherer Jahrzehnte, namentlich die häßlichen Bünde einführen. Die ewige Sucht nach bloßer Abwechslung führt zum schlechten Alten, das für ein ästhetisches Sehen wirklich abgetan ist. Da sind die Engländer zu loben. Oxford kennt solche Abirrungen nicht.

Unter den Hessischen Klassikerausgaben /Leipzig, Hesse & Becker/, auf die erst neulich wieder an dieser Stelle hingewiesen wurde, ist jetzt auch ein Band *Nestroy* erschienen. Wenn auch mancher den Kopf darüber schütteln mag, daß man Nestroy in die nächste Nachbarschaft der Klassiker rückt, so verdient der Dichter des *Lumpasivagabundus* und des *Zerrissenen* indessen durchaus eine populäre Auflage. Die durch Fritz Brukner besorgte Auswahl umfaßt das Wesentliche; über einige Stücke kann man im Zweifel sein.

Gerade recht zur Geschenkzeit kommt eine Neuausgabe, die der Verlag Josef Singer in Straßburg auf den Markt gebracht hat: Es handelt sich um den *Don Quixote* des Cervantes in der gekürzten und stellenweise etwas modernisierten Übertragung Tiecks. Der *Don Quixote* empfiehlt sich schließlich in jeder Ausgabe. Diese hier ist aber besonders lobenswert; denn sie hat einen gefälligen Druck, einen schönen Halbwildedereinband, und sie bringt als besonders angenehme Beigabe 15 Bilder Chodowieckis, die der Ausgabe von 1780 entnommen sind. Dabei zeichnet sie sich durch einen niedrigen Preis aus, wird also viele erfreuen können.

Die *Salome* des Oscar Wilde mit den Illustrationen des Aubrey Beardsley hat der Verleger John Lane in London neu aufgelegt. Durch die Begleitung Beardsleys wird Wilde erst in die richtige Sphäre gehoben, und sein Artistentum bekommt ein Blut, das das Werk mit Leben erfüllt; allerdings einem Leben, das nicht das unsere ist. Die Neuausgabe des kleinen Buches ist auf alle Fälle gutzuheißen, und sie wird auch in Deutschland — wo ja die *Salome* durch die Eysoldt und Richard Strauß einen großen Freundeskreis hat — viel gekauft werden.

×  
**Sammel-  
bücher**

×  
Eine große Gelehrsamkeit hat der früh vom Tod getroffene Paul Seliger angeboten, um aus der Liebeslyrik der ganzen Welt eine Anthologie zusammenzustellen. Es ist aber nicht mehr die Freude am süßlich Sentimentalen, die diese geschickte und ästhetische Sammlung beherrscht. Der sichtende Gelehrte will den Leser in die Volksseele europäischer und exotischer Nationen hineinsehen lassen. Ethnographie in den edelsten Kunstgebilden, das war seine Absicht, und sie ist ihm in dem Buch *Der Völker Liebesgarten* /Leipzig, Zeitler/ sehr schön gelungen. Eine gute Ausstattung ist dem Buch gewidmet, das man gern als Geschenk geben und nehmen wird.

Das ästhetische Element spielt bei dem Gräzisten A. Schrader keine Rolle. Indem er seine *Sammlung neugriechischer Volkslieder* /Berlin, Ledermann/ veröffentlicht, will er nur aufklärend, nicht erbauend wirken. Die neugriechischen Volkslieder gehen tief aufs Mittelalter zurück. Es herrscht in ihnen viel Ritterlichkeit und hundertfache Liebeszärtlichkeit. Das fühlt Schrader in seinen Philologensinnen nicht recht.

Zu seinen vielen Buchkunstgebilden fügt der Zeitlersche Verlag in Leipzig eine sehr vornehme Gabe für Bibliophilen. *Gedanken und Aussprüche* ist das Schillerbrevier genannt, das hier dargeboten wird. Robert Rehlen sieht in Schiller den reinsten Vollender des Poetischen, den Künstler, der nicht ins Malerische, oder Musikalische abschwenkt, der nur im Gebiet seiner Kunst bleibt, die ihm befiehlt mit Worten die Tiefe und Höhe der menschlichen Seele und Geschichte zu ergreifen. Der Ästhetiker Theodor Meyer glaubte das geläuterte Stilgesetz der Dichtung gefunden zu haben, indem er die Alleinherrschaft des Wortes als desjenigen Elementes anpries, das in der Poesie nicht mit andern gemischt werden darf; besonders nicht mit dem Malerischen. Rehlen glaubt an diese Theorie. Es ist hier nicht der Ort über sie zu streiten, gegen sie die Bedenken zu werfen, die schon Völkelt und Dessoir geäußert haben. Zum Glück hat Rehlen ein sehr merkwürdiges und fesselndes Experiment mit seiner Theorie geleistet. In einem fesselnden Büchlein hat er Schillers höchste Sprachkraft, die Zartheit und auch die Wucht, destilliert. Das muß dornig gewesen sein und hat viel Belesenheit und Geschmack erfordert. Aber es wurde ein vorzügliches Brevier zusammengestellt, keine schlechte, oberflächliche Blütenlese. Mit dem Freundschaftsgestammel des Jünglings beginnt es, und es verklingt mit den Worten: »Immer besser, immer heitrer!« Das hauchte ja Schiller am 8. Mai 1805 zu seiner Tochter. Am Tag darauf war er gestorben. Dies Brevier hat nun einen anmutigen, wehevollen Einband erhalten. Für den sanftroten Lederband zeichnete Wilhelm Tiemann die goldenen Rahmenleisten, so wie sie auf guten Gebetbüchern stehen. In die Mitte des Deckels ist ein symbolisches Gebild gesetzt, so etwas wie ein Priesterinstrument, und die Linien und Schnörkelchen, die darauf sichtbar sind, könnten mit einer heiligen Hieroglyphe verglichen werden. Aber alles das ist nicht etwa unlogisch und ergrübelt, es fügt sich im Gegenteil zur einschmeichelnden Harmonie.

Um Baudelaires Ruhm in Deutschland ist Erich Oesterheld hochverdient. Was er jetzt in der *Vorkölle* (Berlin, Oesterheld/ darbietet, sind vor allem die 6 Elegieen, die Baudelaire auf heidnische Freude und Liebe mit einer märchenhaften Pracht der Farben und Verse gedichtet hat. In der Kunst des Übersetzens ist der Gehilfe Oesterhelds, Heinrich Horvat, sehr talentiert. Aber Oesterheld ist

der Ordnende, der Erklärende, der zu den Werken die sorgsamsten Anmerkungen gibt.

Den großen Engländer Swinburne hat Otto Hauser übersetzt. Hauser ist ja ein ungeheures Sprachtalent, das Orientalisches und Westliches mit genialen Fleiß überträgt. Bei den Balladen und Gedichten Swinburnes mußte der volle pathetische Ton getroffen werden, mußte der Reichtum seines schwellenden Reimes und eines sehr artistisch bedachten Rhythmus wiederklingen. Die um Stefan George sind zu dieser Kunst eher reif als der emsige Otto Hauser. Immerhin hat er sehr belehrend die *Gedichte und Balladen* Swinburnes (Berlin, Duncker/ ausgewählt, die uns Deutschen nicht fremd bleiben sollten.

Das war ein sehr nützlicher Gedanke aus all den Büchern des *Lafcadio Hearn* einen Sammelband auszuwählen (*Das Japanbuch* /Frankfurt, Rütten & Loening/). Hearn soll bekannt werden; denn er ist eine von den stärksten Persönlichkeiten, die unsere Liebe zu japanischer Anmut erzogen haben. Und Hearn war ein Schriftsteller, dessen Prosa zu den entzückendsten Japanbeschreibungen der Weltliteratur gerechnet werden muß.

Die Autoren des Verlags Staackmann in Leipzig, Bartsch, Ginzkey, Schönherr, Rosegger, Otto Ernst usw., haben Julius A. Wentzel Material zu einer *Weihnachtsanthologie Vom freudigen Schaffen* geliefert. Vers und Prosa durcheinander, alles für wohl situierte bürgerliche Leser bestimmt, die aber nicht das Tiefste menschlicher Seelen im Poetischen suchen. Der *Inselverlag* gibt seinen *Almanach auf das Jahr 1912* heraus. Die *Almanache* hatten ihre Blütezeit in der Biedermeierepoche. Sie kommen jetzt in Mode wie auch der Biedermeierstil. Das *Inselbüchlein* ist stets sehr erfreulich. Diesmal ist es mit vortrefflichen Silhouetten unserer Klassiker und ihrer Freunde ausgestattet. Und die Proben und der Rechenschaftsbericht des Verlags zeigen das Bestreben dieser geschmackvollen Männer dem schönen Buch in Deutschland immer mehr Freunde zu gewinnen. Für den *Xenienverlag* in Leipzig redigierte Eugen Korn den *Heinekalender für das Jahr 1911*, der in einer Reihe von Beiträgen erhebliches Interesse bietet.

× Unterhaltungsbücher × Die zum Weihnachtsfest heranrückende Zeit lockte viele Schriftsteller auf den Markt, die einer bequemen Leserschär

sehr willkommen sein werden. Es sei das Wichtigste dieser reichen Produktion genannt: John William Nylanders zwei Bücher vom *Seevolk* /Leipzig, Merseburger/: für junge Männer sehr empfehlenswerte Seetragedien und -idyllen eines überaus frischen und in sympathischer Weise erzählenden Finnländers Wilhelm Krag *Major von Kuarnen und seine Freunde* /Stuttgart, Juncker/: flotte Humoresken von einem alten Haudegen. Hans Kirchsteiger *Die Erbsünde* /Berlin, Singer/: gegen den bösen Klerikalismus gerichtet. Johannes Gaulke *Der gefesselte Faust* /Berlin, Freier literarischer Verlag/: Ein kluger Mann träumt von allen Reformen der Erde, indem er sich dem Mephisto verkauft; sehr phantastisch, sehr sozial. Anny Wothé *Das Tor des Lebens* /Berlin, Boll & Pickardt/: Studentenliebe mit buntem Band, einzelnen Mädchenrätinen und herrlicher Verlobung. Alois Hilmar Huber *Der Liebe wunderbarlich Wesen* /Leipzig, Xenienverlag/: Monologe eines sehr jungen Mannes. Victor Catalá *Saint Pons* /Berlin, S. Fischer/: Eine katalonische Frau erzählt einen ethnographisch interessanten Roman spanischer Bergbauern. Robert Saudek *Die Spielerin* /Dresden, Reißner/: Ein Ehebruch wird vorbereitet; er wird glücklich verhindert, und eine mutige Künstlerin nimmt sich das Leben. Robert Kraft *Die neue Erde* /Leipzig, Mutze/: naturwissenschaftliche Phantastik. Martin Atlas *Die Befreiung* /Berlin, Dümmler/: Wie die Welt aussehen würde, wenn die Revolution der Elemente gekommen ist, wenn Gletscher durch die Tropen wandern, wenn in Eisländern Äquatorialherrlichkeit aufblühte, wenn Hunger und Armut von der Erde fortgeblasen wären. Karl von Perfall *Hörner trägt der Ziegenbock* /Berlin, Fleischel/: Ein adliger Gutsherr verführt ein Tagelöhnerskind. Das Kind wird dann Zirkusreiterin und bleibt doch so schön, so rein, daß der Gutsherr aus der Verführten die geliebte Gattin macht. Ida Boy-Ed *Hardy von Arubergs Leidenschaft* /Stuttgart, Engelhorn/: Freuden und Leiden einer schönen Telefonistin, mit Wärme erzählt. Hans Ostwald *Die Versuchungen des Herrn Welsch* /Berlin, Schwetschke/: Herr Welsch, Berliner Hauswirt und Junggeselle, gerät in die Netze von etwa 6 jungen Damen, die alle in seinem hochherrschaftlichen Haus wohnen, und er rettet sich, indem er die erste und einzige Geliebte heiratet. Maja Matthey *Die guten Willens sind* /Bern, Franke/: ein Roman, der für religiöse Toleranz im Tessiner Land eintritt. Esmé

Stuardt *Mamselle Quecksilber* /München, Seyfried/: ein Backfischroman, der von der Erbschaft eines armen Edelfräuleins erzählt und in England 50 Auflagen erlebt hat. C. N. und W. Williamson *Mein Freund, der Chauffeur* /Stuttgart, Engelhorn/: gute Eisenbahnlektüre. Ernst Eilers *Haus Ellerbrook* /Berlin, Concordia/: Hamburger Bürgerroman mit interessanten Silhouetten aus der Wirtschaftsgeschichte der Stadt. Alexander Grau-Wandmayer *Anständige Mädchen* /Wien, Konegen/: Novellen mit moralischer Tendenz. Franz Matrowitz *Nackte Schönheit* /Magdeburg, Monistischer Verlag/: Ruin und Rettung eines hypnotisierten Mädchens.

× **Kurze Chronik** Im Alter von 70 Jahren ist J. V. Widmann, der als Kritiker und Dichter die Traditionen der Heyse und Jordan gepflegt hat in Bern gestorben. × 78 Jahre alt ist Wilhelm Dilthey gestorben, dessen Studien zur Psychologie des poetischen Schaffens die willkommensten Aufklärungen über dieses schwierige Problem gegeben haben. × Der Volksschillerpreis ist im November 1912 zu verschenken. Unter dem Vorsitz des Theaterintendanten zu Puttlitz hat sich das Preisgericht gebildet. × Aus dem Nachlaß des Dresdener Literaturhistorikers Adolf Stern wurde ein 2bändiger Roman *Die Ausgestoßenen* /Leipzig, Xenienverlag/ veröffentlicht. Die Intrigen in Philologenkreisen und in der Armee werden geschildert. Sogar der alte Kaiser Wilhelm tritt als Retter einer bedrohten Offizierschule auf. × Sehr gut gesehene *Petersburger Nächte* /Berlin, S. Fischer/, ethnographische und politische Bilder, die oft mit poetischer Kraft gemalt sind, bilden ein Buch Paul Barchans. × *Brani d'anima* /Livorno, Chiappini/ heißen die Gedankensplitter Bruno Marquards, der ein Idealist und der allen Lesern der *Sozialistischen Monatshefte* wohlbekannt ist. × Des Anatole France geistreiche Satire auf allerhand Staatstollheiten *Die Insel der Pinguine* /München, Piper/ hat Paul Wiegler mit wohlbekannter Tüchtigkeit verdeutscht. × In dem Buch *Laßt uns unseren Kindern leben!* /Leipzig, Staackmann/ schreibt sich Otto Ernst allerhand Wünsche über Kindererziehung und Volkskunde vom Herzen. × Viel Betrübbliches über Schriftsteller misere stellt Albin Schanil (*Der Schriftsteller* /Wandsbeck, Claudiusverlag/) zusammen. × Ein lyrisches

Drama des Russen Nikolaj Krascheninikow ist dem Eheunglück des biblischen Jakob gewidmet (*Rahels Klage* /Berlin, Ladyschnikow/). × Die sehr anschaulichen Jagd- und Naturskizzen des Andreas Hauckland wurden von Juncker in Berlin gesammelt: 2 Bände *Ansiedlergeschichten aus Nordland und Das Meer und die großen Wälder*. × Sehr lustig und originell erzählt F. W. von Oestéren, wie ein junger Mann von Welt der Liebe mit allerhand eleganten und komplizierten Damen überdrüssig wird und sein Zärtlichkeitsbedürfnis zu einer sehr deutlichen Sängerin trägt. Hinter der Schnurre verbirgt sich eine scharf beobachtende Psychologie (*Ein junger Mann von Welt* /Berlin, Fleischel/). × Dem bescheidenen Amusement dienen die hauptsächlich im Berliner Dialekt gereimten Skizzen von Johannes Cotta *Papier, Feld, Der Kuß, Der Dot, Rieke* und anderes mehr. /Weinböhl, Selbstverlag/.

× **Literatur** × Für die Sammlung *Die Gesellschaft* /Frankfurt, Rütten & Loening/ hat Wilhelm Schäfer eine Monographie über den *Schriftsteller* geschrieben. Das Werklein, das sich aus klugen Bemerkungen und nicht aus systematischen Kapiteln zusammensetzt, will gleich der in dieser Rundschau (1911, 1. Band, pag. 536) schon besprochenen Fredschen Broschüre dem Schriftsteller größere wirtschaftliche Unabhängigkeit schaffen, es will ihm auch das soziale Ansehen vermehren. Es wehrt Stildummheiten ab und verlangt reichere Entlohnung des Literaten als das bisher die Mode war. × Für die Teubnersche Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* behandelt S. Witkowski in einem knappen Abriss das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Witkowski hütet sich wohl vor aggressiver Polemik und will vor allem über das schwer zu bewältigende Material belehren. × Einen ähnlichen pädagogischen Zweck verfolgt in der gleichen Sammlung V. Vedels *Ritterromantik*, ein Bändchen, das eine Überfülle von gelehrtem Material sehr geschickt und anschaulich verarbeitet. × Als erster Gelehrter hat Ludwig Geiger in Vorlesungen für Berliner Studenten die Teilnahme der Juden an der deutschen Literatur untersucht. Und er veröffentlicht jetzt ein Buch *Die deutsche Literatur und die Juden* /Berlin, G. Reimer/. Reuchlin, Auerbach, Franzos, das sind einige seiner Kapitel, und er kommt ausführlich auf Mendels-

sohn, Lessing und Goethe zu sprechen. Das ist alles von einem sehr humanen Geist getragen. Geiger, der weniger der zarte Literaturkritiker als der sehr unterrichtete Gelehrte ist, tat gut daran seine gebildete Objektivität der dummen und subalternen Tendenz eines Adolf Bartels entgegenzustellen. × Dr. Hans Kempner bringt so viele gute, zündende Begeisterung auf, daß er über *Frank Wedekind als Mensch und Künstler* /Berlin, Linser/ ein sehr verdienstliches Buch schrieb. Obwohl der Biograph sich etwas stark von der Pathetik fortreiben läßt, obwohl er gar nicht imstande ist das Gewicht seiner Worte zu wägen, hat ihn die Liebe dennoch die Feder zu schönen Erfolgen geführt. Es ist nicht viel gesagt, wenn Wedekind von seinem verzücktesten Anhänger bald der »Gewaltige«, bald der »Luzifer« der deutschen Dichtung getauft wird. Aber es wird versucht das psychologische Temperament in Wedekind richtig zu erfassen, das gemischt ist aus dem Trieb zum Bewundern und nicht minder zum Zerstören des eben Bewunderten. Gottähnlich wird nach diesem Urteil Kempners der Dichter, da er sich zur kühleren, größeren Objektivität, über die Schicksale und über die Moral dogmen erhebt. Und wenn bedacht wird, daß noch der sonst immer höfliche und formelle Julius Hart Wedekind als das Gemeinste in der deutschen Literatur angeklagt hat, dann werden auch die entgegengesetzte Überschwänglichkeit und Anbetung Kempners verständlich. Es war immer auffallend, daß so wenige über Wedekind gerecht und ohne grimmige Feindschaft oder anhimmelnde Unterwürfigkeit sprechen konnten. × Seine gelehrten Studien in französischer und italienischer Kultur behindern Josef Hofmiller nicht nach den deutschen Dichtern aufzuhören. Er ist ein sehr streitbarer Herr. So schreibt er über seine *Zeitgenossen*, über Gerhart Hauptmann, über Wedekind, über Pontoppidan, über Hofmannsthal /München, *Süddeutsche Monatshefte*/. Und während er sehr polemisch die Würde Hauptmanns angreift, enthüllt sich die Ästhetik Hofmillers. Ihm gelten im Grunde die Ideen und die hohen Empfindungen der Dichter nicht sehr viel. Er entdeckt in Hauptmann zu flüchtige Formlosigkeit, in Wedekind trotz der menschlichen Größe, zu gebundene Kräfte des Gestaltens. Er ist von der zarten philologischen Jugendkunst Hofmannsthals vollkommen befriedigt. Er wendet sich von dem Hofmannsthal, der später versuchte dem Herzen der Gegenwart an-

tike Mythengreuel zu nähern. Bartsch und Ruederer und kleinere Herrn werden von Hofmiller liebenswürdig bedacht. Er ist ein recht kluger Mann, aber gar nicht zuverlässig im Urteil. Er ist nicht willkommen, wenn er sich gegen Hauptmanns helle Schönheit verblendet. Aber es ist doch nützlich, daß er auch seine *Versuche /München, Süddeutsche Monatshefte/* herausgab, die zu den früheren, schon von der Geschichte verdeckten Bildnern seines Geistes führen. Nietzsche Fogazzaro, Emerson, Thoreau: Der Gelehrte, der sich bemüht die amerikanischen Heiligen zu erfassen, ist sehr behende. Er hat einen Hang zur Naturmystik, er ist nicht so vernünftig kalt, daß er den sehr vollkommenen Künstler Fogazzaro verurteilte. Solche Meinung versöhnt mit dem Formalisten Hofmiller, der zu schwach war, um Heine und Hauptmann lieben zu dürfen. X Der Freiherr Maximilian von Heine-Geldern bewahrte sehr viele interessante Briefe auf, die Heinrich Heine an seinen Bruder Gustav, den österreichischen Offizier und Begründer des *Wiener Fremdenblatts*, gerichtet hat. Briefe berühmter Männer an Heine und vor allem sehr amüsante Schreiben des alten Salomon Heine lagerten im Pult des Herrn von Heine-Geldern. Er hat diese Kostbarkeiten dem schon verstorbenen Gustav Karpeles anvertraut und selber eine sehr liebenswürdige Einleitung zu dem Ganzen gegeben. So kam das stattliche Buch der *Heine Reliquien* zustande, das, mit Bildern und Faksimiles geschmückt, bei Carl Curtius in Berlin erschienen ist. X Je mehr die Politiker gelernt haben das Volk zu achten, desto sorgsamer und vorsichtiger wurden auch die Männer, die irgendein Kunstwerk diesem Volk zu vermitteln hatten. Was noch vor 10 Jahren an *volkstümlichen* Dichterbiographien auf den Markt gebracht wurde, war die mit Platttheit vermischte Sentimentalität. So wurde besonders an Schiller gesündigt. Sein Leben wurde beschrieben, als wäre der hohe Mann ein tugendhafter Hofwärter oder ewig mondsüchtiger Lehramtskandidat gewesen. Die Wissenschaft hat da die Vorurteile energisch zerstören müssen, und wenn Albert Ludwig jetzt wiederum das Leben und Schaffen Schillers dem deutschen Volk erzählt, so will er ein Buch voll Wahrheit und gesunder Auffassung schreiben (*Schiller, sein Leben und Schaffen* /Berlin, Ullstein/). Das tat er denn auch in einer Sprache, die sich von literarischer Feinheit bewußt entfernt hält, die aber nicht in das Flache

hinabsinkt, die wirklich populär ist. Diese Schillerbiographie wird sicher Volksgut werden, und es ist auch lobenswert, daß Ludwig als ganz moderner Mensch das Lebenswerk des Dichters zu interpretieren sucht. An den Schluß setzte er ein Kapitel, in dem er Schiller als Lehrer und Lenker für Menschen der Gegenwart erklärt. Und indem so das Einst mit dem Heute klug verbunden wird, erweist sich die Freude am Klassischen auch als Wegweiser zum harten modernen Leben.

### Musik / Hugo Leichtentritt

**Lisztfeier** Das große Ereignis der Saison sind die Lisztzenterarfeiern: Große und kleine Pianisten feiern Franz Liszt zu seinem 100. Geburtstag. Der *Allgemeine deutsche Musikverein*, den Liszt vor 50 Jahren begründete, feierte seinen Schöpfer mit einem mehrtägigen Musikfest zu Heidelberg, das ausschließlich Lisztschen Kompositionen gewidmet war. Eine ganze Anzahl der Lisztschüler war in Budapest zu einem großen Wettstreit vereint; Liszts Enkel, Siegfried Wagner, tat sich als Dirigent hervor. Eine der ernstesten und würdigsten aller Feiern hat Busoni in Berlin veranstaltet. Seine 6 Lisztabende sind wahrhaft künstlerische Ereignisse gewesen. Hoch über alles Virtuositentum hinaus erhebt sich dieser Künstler, der seine außerordentliche Fertigkeit immer in den Dienst der künstlerischen Idee stellt, und dem eine unvergleichliche Gestaltungsgabe zu Gebot steht. Die Lisztfeier hat auch zu einer großen Anzahl Publikationen Veranlassung gegeben. Die wertvollste ist vielleicht der *Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt* in einer wohlfeilen Volksausgabe /Leipzig, Breitkopf & Härtel/. Der Herausgeber, Erich Kloß, konnte diese Ausgabe sogar erheblich erweitern gegenüber der früheren kostspieligen Originalausgabe. Daß dieser kostbare, fast 700 Druckseiten umfassende Briefwechsel zur Kenntnis der Wagnerschen Persönlichkeit und Kunst unerlässlich ist, braucht kaum besonders bemerkt zu werden. Aber auch abgesehen von allem instruktiven Wert ist dieses Buch rein literarisch und als *document humain* von großer Bedeutsamkeit und verdient deswegen in der Bücherei des ersten Musikfreunds einen Platz. Ein Büchlein *Franz Liszt in seinen Werken als Mensch und als Tonkünstler* hat Dr. Adolph Kohut zur Zenterarfeier beigeuert /Leipzig, Rühle/. In anekdotenhafter Darstellung wird hier manch interessante Einzelheit zur Liszt-

schen Biographie beigebracht. Ein Bild des Menschen und Künstlers gibt in knappen Zügen Paul Bekker in seiner Schrift *Franz Liszt / Bielefeld, Velhagen & Klasing*/. Mit Wärme, Eindringlichkeit, Sachlichkeit und kritischem Blick geschrieben, ist diese Darstellung als erste Orientierung, als Einleitung zu tieferm Studium Liszts sehr geeignet.

### × Kammermusik

Ein bedeutungsvolles Unternehmen sind die von Maria Loevensohn ins Leben gerufenen Konzerte, in denen ausschließlich neue und unbekannte Kammermusikwerke aufgeführt werden. In 24 Konzerten soll gezeigt werden, was die Zeitgenossen in der Kammermusik vermögen. Das Auszeichnende dieser Abende ist, daß der Zutritt jedermann unentgeltlich freisteht. Man sieht so lauter interessierte Gesichter, es wird ein Publikum herangebildet, das sich für neue Kompositionen interessiert. Die Ausführung durch Loevensohn und Genossen ist von hervorragender Güte. Eine ganze Anzahl von Entdeckungen war bisher schon zu verzeichnen. Wer wußte hier etwas Näheres über den Belgier *Josef Jongen*? Durch seine Quartette, Trios und Sonaten lernte man einen wahrhaft bedeutenden Meister kennen, der mit ganz starken Qualitäten aufwarten kann. Ein glänzender Erfolg war auch *Philipp Scharwenka*s neuem Klavierquintett opus 118 beschieden. Interessante, gehaltvolle Werke sind das Quartett des Belgiers *Désiré Pâque*, der bisher kaum bei uns zu Wort kommen konnte, und das Klavierquartett *Ernst Chaussons*. Ein talentvoller Anfänger ist der Berliner *Max Trapp*, dessen Klavierquintett eine sehr solide Arbeit ist. Außer den Genannten standen bis jetzt *Max Reger*, *Guy Ropartz*, *Georges Enesco*, *Friedrich Gernsheim*, *Julie Weißberg* und *Alfred Schröder* auf dem Programm.

× **Kurze Chronik** In München wurde im November eines der großen symphonischen Werke zum erstenmal aufgeführt, die *Gustav Mahler* im Manuskript hinterlassen hat. Das *Lied von der Erde* für 2 tiefe Stimmen mit Orchesterbegleitung, eigentlich ein Zyklus von Gesängen (auf altchinesische Poesien) mit symphonischen Zwischenspielen, hat einen tiefen Eindruck gemacht. × In Leipzig starb plötzlich *Arthur Smolian*, einer der angesehensten deutschen Musikreferenten. × Im November dirigierte *Oskar Fried*

2 der berühmten Hallékonzerte in Manchester, deren ständiger Dirigent früher *Hans Richter* gewesen war. *Frieders* Erfolg war dermaßen stürmisch, daß ihm für das nächste Jahr schon eine ganze Reihe von Symphoniekonzerten in England angetragen wurde. × In London hat *Oscar Hammerstein*, ehemals der Operngewaltige von New York, ein neues Opernhaus erbaut, das kürzlich mit der Oper *Quo vadis?* von *Nougoué* eröffnet wurde. × Der *Rosenkavalier* von *Richard Strauß* ist im November auch im Berliner königlichen Opernhaus aufgeführt worden. × Seinen 7. Jahresbericht versendet der von *Dr. Ernst Zander* geleitete *Berliner Volkschor*. Aus ihm ist zu ersehen, daß der Chor mit rastlosem Fleiß seinem hohen Ziel entgegenstrebt auch der Arbeiterschaft die großen Meisterwerke der Chorliteratur näherzubringen. In Einführungsabenden mit Vorträgen, Konzerten, erläuternden Programmbüchern ist eine sehr erhebliche fruchtbringende Arbeit geleistet worden. Der Rückblick auf die 28 seit dem Gründungsjahr 1904 veranstalteten Konzerte weist die Werke erster Meister auf. Kürzlich erst hörte ich eine warmer Anerkennung werthe Aufführung des *Brahmsschen Requiems*.

### × Literatur

× Eine *Musikgeschichte in Beispielen* / Leipzig, *Seemann* / ist die neueste Arbeit *Hugo Riemanns*. Der 1. Teil ist vor kurzem erschienen. Es handelt sich um eine Auswahl charakteristischer Musikstücke aus der Musik des 14. bis 18. Jahrhunderts, alle für Klavier eingerichtet. Daß ein solches Buch ein wirkliches Bedürfnis ist, weiß jeder, der sich mit der Musikgeschichte einigermaßen befaßt hat. Was in einer Geschichte der bildenden Künste die Illustrationen sind, sollen hier die Musikstücke sein. Die 50 vorliegenden Stücke bilden Belege für die Entwicklung der musikalischen Kunst von etwa 1250 bis 1600. Wenn ein so hervorragender Fachmann wie *Riemann* eine derartige Beispielsammlung darbietet, so kann über ihren großen Wert eigentlich keine Meinungsverschiedenheit sein. Freilich können so verschiedenartige Gesichtspunkte maßgebend sein, daß kaum eine Auswahl jeden Fachmann voll befriedigen wird. So habe auch ich noch einige Wünsche und Fragen auf dem Herzen. Wenn schon eine so umfangreiche Arbeit geleistet wird, warum nicht dann die Sache ganz gründlich anfassen? Aus welchem Grund wird 1250 als Aus-



gangsjahr gewählt? Ich vermissе Beispiele über die Jahrhunderte vorher, aus denen man sich über den gregorianischen Choral, das Troubadourslied, die Anfänge der Mehrstimmigkeit eine Vorstellung verschaffen könnte. Auch die großen Italiener des 16. Jahrhunderts, zumal die venetianische Schule, finde ich etwas kärglich bedacht. × Ein monumentales Werk legt Paul Bekker in seinem *Beethoven* vor (Berlin, Schuster & Loeffler/. Nicht um eine Biographie im üblichen Sinn nach der streng philologischen Methode handelt es sich hier. Bekker bringt weder erhebliches neues Material zur Lebensgeschichte bei, noch deckt er neue Fäden auf, die Beethoven mit den Vorgängern und Mitstreibern verbinden. Ans allem, was bisher von der Beethovenischen Forschung geleistet worden ist, möchte er die Summe ziehen, unbeschwert von philologischen Erörterungen von seinem Standpunkt aus sein Verhältnis zu der Beethovenischen Kunst schildern, als moderner Musiker Beethoven interpretieren. Wer eine solche Aufgabe einigermaßen erfolgreich lösen will, muß schon jemand sein. In der Tat ist Bekker hier ein wirklicher Jünger Beethovens, ein begreifender, empfindender Erläuterer, ein beredter Anwalt der Kunst des Meisters, dabei nicht wahllos verherrlichender Enthusiast. Seine eingehend begründeten Werturteile zeigen einen durchaus selbständigen Geist, sind nicht bloß gewandte Darstellung der allgemein anerkannten Einschätzung sondern kommen oft zu stark davon abweichenden Ergebnissen. Gerade diese Partien haben mich lebhaft interessiert. Sie zeigen vieles in ganz neuem Licht, regen mannigfach zu erneuter Beschäftigung an. Eine glückliche Anschaulichkeit und leichter Fluß zeichnen die Stilistik Bekkers aus. Auch äußerlich präsentiert sich dieses hervorragend gehaltvolle Buch in höchst würdigem Gewand. Papier, Druck, Einband sind von besonderer Güte, ein ungemein reichhaltiges Bildermaterial wird geboten, das einen Anhang von nicht weniger als 160 Druckseiten in Anspruch nimmt. × Eine kritisch-ästhetische Studie, betitelt *Debussy*, veröffentlicht Giacomo Setaccioli (Leipzig, Breitkopf & Härtel/. Der römische Ästhetiker will ganze Arbeit verrichten. In tiefgründiger ästhetischer und kompositionstechnischer Untersuchung will er beweisen, daß der Kunst des französischen Musikers die vitalen Grundlagen fehlen. Seine streng logische und weitgreifende Kritik wäre allerdings von vernichtender Kraft, wenn er nicht

ein meines Erachtens wichtiges Faktum übersehen hätte. Es gibt eben in der Kunst auch Imponderabilien, denen mit Logik und strenger Beweisführung nicht beizukommen ist. Und selbst, wenn alles zutrifft, was der scharfe Kritiker gegen Debussy vorbringt, so bleibt noch immer die faszinierende Persönlichkeit, der Charme Debussys, kraft dessen er ein Künstler ist. Es geht hier wie mit der Liebe: Man kann unter Umständen lieben, selbst wo man verdammen muß. Ich meine, dem Künstler Debussy wird selbst dieser schwere Schlag nicht viel schaden. Setacciolis Studie aber hat, selbst wenn sie ihr Ziel verfehlt, doch genug selbständigen Wert, um ernsthaft beachtet zu werden. × Im selben Verlag sind neuerdings auch die Briefe Richard Wagners an Theodor Apel erschienen. Gibt der oben erwähnte Briefwechsel Liszts Aufschluß über die Mannesjahre Wagners, die Zeit der vollen künstlerischen Reife, so geben die Briefe an Apel Kunde über den jungen Wagner, die Anfänge seiner künstlerischen Tätigkeit, die Jahre des Bohémelens, die Erlebnisse des jungen Kapellmeisters in Magdeburg. Einige der letzten Briefe sind von Frau Minna Wagner aus Paris in der höchsten Bedrängnis geschrieben, als Richard Wagner 1840 in Paris auf Betreiben eines unerbittlichen Gläubigers in das Schulgefängnis gesetzt wurde.

## KULTUR

### Technik / Heinrich Lux

**Lokomotivkessel** Bei den gewaltigen Abmessungen moderner, insbesondere amerikanischer

Lokomotiven beträgt bei dem Durchfahren von Kurven die seitliche Ausweichung des Vordergestells gegen das Hintergestell so viel, daß es kaum möglich ist den Kessel hinreichend fest und sicher zu lagern, so daß sich das Vordergestell um den in Frage kommenden Betrag gleitend unter ihm verschieben kann. Vor allem aber ragt hierbei der Kessel selbst über die Linie des lichten Raumes heraus. Aus diesem Grund ergab sich die zwingende Notwendigkeit den Kessel selbst zu gliedern, ihn gelenkig zu machen. Der Kessel besteht demgemäß aus 2 Teilen, von denen der vordere und der hintere wie üblich mit dem Rahmen fest verbunden sind; die beiden Kesselhälften sind mit einander durch biegsame Organe verbunden. Bei der einen Ausführungsart besteht dieses Organ aus 2

gußeisernen Rohrstücken, die über einander geschoben werden, und deren äußere Enden Kugelflächen bilden, ähnlich wie bei den bekannten Kugelgelenken der Gaskronen. Bei der andern Ausführungsart werden zahlreiche Stahlblechringe angewandt, die leicht durchgebogen und innen vernietet, außen verschraubt sind. Es entsteht so eine balgenartige Verbindung, die mit gußeisernen Ringen an die freien Enden der Kesselteile ange-nietet ist.

×  
**Gasmesser**

Das Gas wird bekanntlich an den Konsumstellen mit Hilfe sogenannter *Gasuhren* gemessen. In diesen Gasuhren befindet sich, wenn es sich um sogenannte *nasse* Gasmesser handelt, eine rotierende Kammertrommel, die teilweise in Wasser eintaucht. Die Rotation der Trommel wird durch den Gasstrom selbst unterhalten, ihre Zahl wird durch ein Zählwerk registriert. Da die Kammern der Trommel einen bestimmten Rauminhalt besitzen, so entspricht jeder Trommelumdrehung ein ganz bestimmter Gasdurchgang. Bei den sogenannten *trockenen* Gasmessern werden durch den Gasstrom abwechselnd 2 blasebalgartige Kammern aus dichtem Leder aufgeblasen. Die Zahl der Blähungen, die gleichfalls durch ein Zählwerk registriert wird, gibt dann gleichfalls den Gasverbrauch während einer bestimmten Zeit an. Der Hauptnachteil dieser Gasmesser besteht darin, daß immer nur der Gasverbrauch während einer bestimmten Zeit ermittelt werden kann. Bestimmt man jedoch die Durchgangsgeschwindigkeit des Gases durch einen Querschnitt von bestimmter Oberfläche, so genügt eine einzige momentane Able-sung, um den momentanen Gasverbrauch festzustellen. Diese Feststellung ist aber ebenso wichtig wie es bei elektrischen Verbrauchsapparaten die Feststellung der jeweiligen aufgenommenen Stromstärke ist. Wird außerdem der jeweilige momentane Gasverbrauch fortlaufend registriert, so läßt sich natürlich auch mit Leichtigkeit der Gesamtverbrauch während einer bestimmten Zeit feststellen respektive direkt ablesen. Auf dieser Basis ist ein Gasmesser von Professor Carl C. Thomas konstruiert, der von der *Cutter - Hammer Manufacturing Company* in Milwaukee vertrieben wird. Dieser Gasmesser gestattet es die Durchflußmenge von Gasen beliebiger Art, unabhängig von Druck und Temperatur festzustellen. Die Wirkung dieses neuen

Gasmessers beruht darauf, daß dem durchströmenden Gas auf elektrischem Weg eine bestimmte Wärmemenge zugeführt und die Gastemperatur vor und hinter der Heizvorrichtung gemessen wird. Demgemäß besteht der Gasmesser im wesentlichen aus einem Gehäuse, in dem die Heizvorrichtung angeordnet ist, und aus 2 elektrischen Temperaturmessern, die als Siebe aus Nickeldraht hergestellt werden. Der elektrische Leitungswiderstand dieser Siebe nimmt mit steigender Temperatur zu und umgekehrt. Sendet man nun einen Gasstrom von konstanter Geschwindigkeit durch die Heizdrähte, so müssen die beiden Temperaturmesser dauernd eine bestimmte Temperaturdifferenz aufweisen. Das Sieb am Eingang des Gasstroms ist kälter als das an der Austrittsstelle, weil das Gas zwischen den beiden Sieben erwärmt worden ist. Beschleunigt man die Gasgeschwindigkeit, ohne daß man den Heizstrom verändert, so wird die Temperaturdifferenz, die die beiden Thermometer anzeigen, natürlich geringer sein, weil die Heizwirkung des elektrisch erhitzten Drahtes jetzt nicht mehr ausreicht, um den Gasstrom auf die gleiche Temperatur wie vorher zu bringen. Bei konstantem Heizstrom zeigt also die Temperaturdifferenz der beiden Thermometer die Durchgangsmenge des Gases an. Um die Schwierigkeiten zu beheben, die in der Anwendung eines absolut konstanten Stromes bestehen, wird in der Praxis die Heizwirkung des elektrischen Stromes so reguliert, daß die beiden Thermometer dauernd die gleiche Temperaturdifferenz aufweisen. Zu diesem Zweck werden die Nickelsiebe als Zweige einer Wheatstoneschen Brücke geschaltet. Jede Veränderung der Temperatur und damit des Widerstands der Nickelsiebe äußert sich jetzt in einem Ausschlag des in die Brücke geschalteten Galvanometers. Der Galvanometerzeiger beeinflusst seinerseits den Heizstrom und vergrößert oder verkleinert die Stromstärke in der Heizspirale so lange, bis der frühere Temperaturunterschied wiederhergestellt ist, und der Galvanometerzeiger wieder auf 0 steht. Die Vorzüge des Thomasgasmessers bestehen wesentlich in folgendem: Er ist verhältnismäßig klein, weist im Gasstrom keine beweglichen Teile auf und ist in gleicher Weise für hohe und niedrige Drucke verwendbar. Gegen kleine Unregelmäßigkeiten in Druck und Temperatur ist er so gut wie unempfindlich, was darin seinen Grund hat, daß er

Gasgewichte, nicht aber Gasvolumina mißt, und daß seine Wirkung auf dem Messen von Temperaturunterschieden beruht.

× Metallfadenlampen Von verschiedenen Firmen, so Siemens & Halske und der Deutschen Gasglühlichtaktiengesellschaft, werden neuerdings Metallfadenlampen fabriziert, bei denen der Metallfaden nicht gespritzt sondern wie gewöhnlicher Draht gezogen ist. Das Spritzverfahren bei den bisherigen Metallfadenlampen ist nur ein Notbehelf, um die schwer schmelzbaren Metalle, insbesondere das Wolfram, in die Form dünnster Fäden bringen zu können. Zu diesem Zweck wird zunächst Wolframpulver mit einem zähen Bindemittel zu einer konsistenten Paste angerieben. Diese Paste wird dann unter hohem Druck durch enge Diamantdüsen in Fadenform ausgespritzt. Im weiteren Verlauf der Fabrikation wird das Bindemittel durch Glühen in indifferenten oder reduzierenden Gasen wieder entfernt. Und schließlich werden die in dem Faden noch sehr lose an einanderhängenden Metallpartikelchen durch einen Sinterungsprozeß vermittelt Stromwärme eng aneinander geschweißt. Es ist klar, daß bei einem solchen Verfahren keine homogenen Fäden entstehen können, und daß die Fäden außerordentlich zerbrechlich sein müssen. Seit dem ersten Auftauchen der modernen Metallfadenlampen, der Auersehen Osmiumlampen, ist es deshalb das Bestreben der Technik gewesen Metallfäden aus massivem Material durch Ziehen als Drähte zu erzeugen. Die ersten Metallfadenlampen mit gezogenen Drähten waren die bekannten Tantallampen von Siemens & Halske, die eine ganz erheblich größere mechanische Festigkeit als die mit gespritzten Fäden versehenen Wolfram- oder Osramlampen aufweisen. Für eine ganze Reihe von Verwendungszwecken ist dieser Vorzug so groß, daß der höhere spezifische Verbrauch der Tantallampen reichlich wieder ausgeglichen wird. Wolframmetall widerstand aber noch lange allen Ziehversuchen. Nachdem es zuerst der General Electric Company in Schenectady gelungen war Wolfram zu Drähten anzuziehen, folgten im vergangenen Jahr Siemens & Halske mit ihrer Wotanlampe, die gleichfalls mit gezogenen Wolframfäden versehen ist, und in diesen Tagen die Deutsche Gasglühlichtaktiengesellschaft, die ebenfalls ge-

zogene Drähte in ihren Osramlampen verwendet. Der spezifische Verbrauch dieser neuen Metallfadenlampen mit gezogenen Drähten ist gleich günstig wie der mit gespritzten Fäden; er beträgt zirka 1 bis 1,1 Watt per Kerze bei den kleineren und 0,8 Watt per Kerze bei den größeren Lampen von 500 bis 1500 Kerzen. Die Haltbarkeit der neuen Lampen, die noch nicht gebrannt haben, ist so groß wie bei Kohlenfadenlampen. Fadenbrüche beim Transport der Lampen, die bei den Lampen mit gespritzten Fäden 10% und mehr betragen können, sind jetzt fast völlig ausgeschlossen. Die Verwendung gezogener Drähte erleichtert außerdem noch ganz erheblich die Fabrikation. Bisher mußten die Fäden in kurzen V-förmigen Stücken einzeln an Fadenstützen angeschweißt werden, um die erforderliche große Gesamtfadenlänge zu ergeben. Bei Verwendung gezogener Drähte wird die ganze Fadenlänge einfach auf ein Fadengestell aufgewickelt, und nur die Fadenenden sind mit den Stromzuleitungsdrähten zu verbinden. Auch die Abstimmung der Lampen für bestimmte Spannung und Stromstärke wird durch die Verwendung gezogener Drähte erheblich erleichtert. Und schließlich lassen sich auch Lampen für geringe Lichtstärken herstellen. Erst jetzt ist es möglich eine 16kerzige Metallfadenlampe für 220 Volt zu fabrizieren. Über die Bewährung der Metallfadenlampen im praktischen Betrieb liegen noch keine Erfahrungen vor. Es ist allerdings zu erwarten, daß bei längerer Betriebsdauer auch der gezogene Faden spröde werden wird, so daß er bei rauher Behandlung der Lampe leicht brechen kann. Aber die Gefahr des Fadenbruchs ist meist vorbei, wenn die Lampe im Betrieb ist. Die Lebensdauer der neuen Metallfadenlampen dürfte deshalb auch nicht geringer sein als die der alten mit gespritzten Fäden.

× KurzeChronik Das oftmalige Ein- und Ausschalten von Glühlampen verkürzt deren Lebensdauer. Bei einer groß angelegten Reihe von Versuchen betrug die Lebensdauer von Metallfadenlampen, die stetig brannten, im Mittel 1500 Brennstunden, bei solchen, die oftmals ausgeschaltet wurden, nur 1000 Brennstunden. × Um Betonoberflächen, die stärker Abnutzung unterworfen sind, wie Treppenstufen, Durchfahrten, Fußsteige und dergleichen, zu härten, wurden bisher Glassplitter, Schamotte, Quarzbruch usw.

als Beimischung zum Beton benutzt. Neuerdings wurde in Paris mit großem Erfolg eine Beimischung von Karborund angewandt. 14 Millionen Menschen haben die Versuchsstufen benutzt, ohne daß eine merkliche Abnutzung der Auftretflächen zu konstatieren gewesen wäre. X Staatliche Beihilfe für Motorlastwagen, die sich für Heereszwecke eignen, sollen nunmehr auch in England gewährt werden.

### X Literatur

Professor Dr. A. Miethé gibt ein Werk *Die Technik im 20. Jahrhundert*

/Braunschweig, Westermann/ heraus, an dem die ersten Autoritäten der verschiedenen Spezialgebiete mitarbeiten. Schon nach dem Eindruck, den der jetzt publizierte 1. Band macht, ist eine ganz monumentale Gesamtarbeit zu erwarten, an der kein Gebildeter, »der erkannt hat, wo die eigentlichen Quellen des Fortschritts der Menschheit liegen«, vorübergehen kann. Über den allgemeinen Charakter des Werkes spricht sich der Herausgeber folgendermaßen aus: »Das, was der Leser von einem allgemein verständlichen Werk über die Technik des 20. Jahrhunderts erwarten kann und erwarten muß, ist folgendes: Ein solches Buch soll nicht allein dem seichten Interesse an den Wundern dieser Technik dienen; es soll nicht mit den Glanzleistungen der ausübenden Technik prunken; es soll vor allen Dingen nicht die größte Breite und den meisten Raum der Entwicklung der Technik gewähren; sondern es muß, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, die großen leitenden Gesichtspunkte der modernen Technik, die im Vordergrund der kulturellen und ökonomischen Entwicklung der Menschheit stehen, würdigen. Nicht die Einzelleistungen sind es, die das Interesse der Gebildeten wecken, nicht die kindliche Freude an dieser oder jener augenfälligen Leistung derselben; sondern es sind die leitenden Gedanken, die die Technik durchwehen, sie immer von neuem befruchten und sie als Kulturfaktor im höchsten Sinn des Wortes erscheinen lassen.« Dieser großen und schönen Aufgabe, die sich Herausgeber und Verlag des Werkes gesetzt haben, ist der Band durchaus gerecht geworden. Besonders der von Professor Dr. W. Mathesius-Charlottenburg verfaßte Abschnitt *Die Erzeugung von Eisen aus Eisenerzen und seine Umwandlung zu schmiedbarem Eisen, Stahl oder Gießereierzeugnissen* ist in Aufbau, Gliederung und Darstellung des Stoffes mustergültig.

Eine kurze Einleitung, in der die Entwicklung der Eisenindustrie mit prägnanten Strichen umrissen wird, führt unmittelbar in das kulturelle und technische Problem der Eisenindustrie hinein. Wir sehen, wie mit den immer größer werdenden Aufgaben zugleich auch die technischen Schwierigkeiten immens wachsen, und wie sie, durchaus nicht spielend sondern in ernster, schwieriger Arbeit, in hartem, zähem Ringen überwunden werden, bis schließlich die gigantischen Leistungen der Gegenwart vor uns stehen, die heute beinahe schon ein fast vollständiges Beherrschen der Materie bedeuten. Besonders anschaulich wird dieser Entwicklungsgang bei der Beschreibung des Bessemerprozesses dargestellt: wie das geniale Bessemerverfahren in das Thomasverfahren einmündete, und wie sich schließlich als Ergänzung und teilweise als Ersatz dieser beiden Verfahren das Martinverfahren herausbildete. Aber auch die anderen Teile dieses Abschnitts sind von dem Verfasser mit plastischer Anschaulichkeit herausgearbeitet. Mit dieser besonderen Hervorhebung sollen die übrigen Abschnitte des Bandes aber nicht in den Hintergrund gedrückt werden. So stellt der *Grundriß der technisch geschichtlichen Entwicklung vom Privatdozenten Conrad Matschoß-Charlottenburg*, dem wir bereits eine gründliche Geschichte der Dampfmaschine verdanken, eine formvollendete und fast künstlerische, geschichtliche Einleitung in das ganze Werk dar. Die Einleitung umfaßt noch nicht 22 Seiten, und doch wird jedes einzelne Moment der technischen Entwicklung voll gewürdigt. Matschoß schließt seine Einleitung mit den Worten: »So groß auch die Erfolge der Technik heute sind, unauflöslich stehen die großen Leistungen unserer Tage mit ihren Wurzeln auf der nicht minder großen Vergangenheit.« Diese Zusammenhänge nachgewiesen und nicht nur auf sie hingewiesen zu haben, und das noch auf dem denkbar knappsten Raum, ist das besondere Verdienst der historischen Einleitung. Eine eingehendere Würdigung verdient auch noch der vom Berginspektor A. Macco-Köln bearbeitete Abschnitt *Das Vorkommen und die Gewinnung von Kohle und Torf*. Indem er von der Torfbildung ausgeht, zeigt uns Macco, wie von dem organischen Werden und Vergehen, das sich vor unseren Augen in den Tiefmooren und den aus ihnen entstehenden Hochmooren vollzieht; eine lückenlose Brücke bis in die Urzeiten unserer Mutter Erde hinüberführt, bis in die Perioden,

in denen die Braunkohle entstand, und weiter zurück in die Zeiten, wo die Steinkohle sich aus den gleichen Materialien bildete, die in unseren heutigen Sümpfen modern und vertorfen. Den Hauptumfang dieses Abschnitts nimmt naturgemäß die Gewinnung von Kohle und Torf für sich in Anspruch. Wir erhalten durch die Darstellung Maccos ein anschauliches Bild von der Eigenart des Bergbaus, von den technischen Schwierigkeiten und seinen Gefahren, und wie der Mensch mit immer großartigeren Maßnahmen ihrer Herr zu werden versucht. Von Professor Richard Beck-Freiberg und Professor R. Hoffmann-Clausthal rührt der Abschnitt her, in dem die technisch wichtigen Metalle und die Gewinnung ihrer Erze behandelt werden. Es liegt in der Natur der Aufgabe, daß bei ihrer Behandlung nicht die gleiche Großzügigkeit wie bei den früheren Abschnitten zum Ausdruck kommen kann. Aber glücklich ist auch hier pedantische Lehrhaftigkeit vermieden worden, und die beiden Verfasser stellten sich willig in den Dienst der großen Aufgabe des ganzen Werks auch die Kleinarbeit liebevoll durchzuführen und bei der Darstellung zahlloser Einzelheiten, von der Gewinnung des Goldes bis zur Gewinnung von Guano, die großen leitenden Gesichtspunkte der modernen Technik nicht außer acht zu lassen. Den Beschluß des Bandes macht der Abschnitt *Holz, Holzschliff, Zellstoff und Faserstoffe*, der von Professor Dr. Johannsen-Reutlingen herrührt. Er ist im wesentlichen eine Materialkunde der verschiedenartigsten Zellstoffe. Ich komme darauf bei der Besprechung des 2. Bandes, der die Verarbeitung der Rohstoffe behandeln soll, noch näher zurück. Rühmend möchte ich aber noch die Ausstattung des Werkes hervorheben, die ganz das Verdienst des Verlags ist. Das Buch ist mit einer schön geschnittenen, neuen Antiqua auf bestem Kunstdruckpapier gedruckt, zahlreiche Abbildungen in ganz vorzüglichen Autotypieen illustrieren in anschaulicher Weise den Text, und außerdem sind noch 8 Vollbilder in künstlerischem Farbendruck eingefügt.

### Kunstgewerbe / Paul Westhelm

**Großbau-**  
**betrieb** Die Berliner City, der man nach dem Messelschen Wertheimbau ein günstigeres Prognostikon stellen zu können glaubte, scheint wieder verhunzt werden zu wollen. Beim Potsdamer Platz beginnt es. *Piccadilly* ist der Name des Vergnügungs-

mammuts, das dem kultivierten Betrachter so gar kein Vergnügen bereiten kann. Riesenkinos, Riesencafé, Riesentanzsaal, Tag und Nacht ohne Unterbrechung Musik. Auf jedem zweiten Tisch Telephon. Stühle einem richtigen Königsschloß nachgebildet, und nicht unter 50 Mark das Stück. Dementsprechend die Architektur des alten Herrn Schwechten. Und trotzdem erlebte man an diesem Bau Impressionen von seltener Eindringlichkeit. Als in diesem Sommer die Ingenieure anrückten und die Bogen spannten, die Trapezeisen der großen Säle oder das filigranzarte Liniengeäder der Kuppel, als da mit Knattern und Dröhnen geschweißt und vernietet wurde, blieb alles verblüfft stehen ob der kühnen Schönheit dieser Ingenieurlogik. Ein halbwegs fähiger Baumeister hätte nichts anderes zu tun gehabt und auch nichts anderes getan als diese monumentale Geste der Technik zu erhalten, durch ein selbstverständliches Unterstreichen ihre Größe offenbar zu machen. Das Selbstverständliche tat Schwechten natürlich nicht. Eine steinerne Maske, ein Sammelsurium ungekannter und kleinlicher Formen klebte er vor jene Konstruktionen. Von ihrer Schönheit, die ein paar Wochen alle Welt entzückte, ist nichts geblieben. Den Augen verborgen, steckt sie im tauben Gestein, das so recht einen größenwahn-sinnigen Zuckerbäckerstil illustriert. Den Stil seiner Zuckerbäckergenossen Kayser & von Großheim trägt das neue Wertheim warenhaus, das ohne nachbarliche Rücksichtnahme vor das Schmalztsche Landgericht gepatzt worden ist; nur ganz verschämt. Dieser Kasten, der wirklich wie ein in die Höhe geschossenes Papiermodell aussieht, ist allerdings frei von verknautschten Ornamenten und gekrümmten Allegorien, aber in seiner Nacktheit wirkt der Mangel an Tektonik, an Gefühl für Proportion und Rhythmik noch entsetzlicher. Die Fassaden, die große Halle des Lichthofs, die mit Blechkassetten übertapezierte Brücke, unter der Wertheim vielleicht ein Freibad einrichten könnte, alles bestätigt, daß diese Art Häusermacherei mit Architektur nichts mehr gemein hat. Sie tut ein bisschen verschämter, ein bisschen kunstbessener als die Fabrik Cremer & Wolfenstein, die auf der andern Seite des Alexanderplatzes den Tietz bau erweitert hat, genau so formlos wie der erste Teil gewesen. Eine Erweiterung, die einen argen Stich ins Kitschige genommen, erleben wir an dem Messelbau in der

Leipzigerstraße. Die Wertheims, denen durch eine Konkurrenz ein paar ganz aparte Projekte geboten waren, glaubten der Pietät gegen Messel am meisten zu entsprechen, wenn sie einen seiner Schüler mit der Fortsetzung seines Werkes betrauten. Dieser gewiß sympathische Zug hätte sich bezahlt machen müssen, wenn der Schüler die gleiche Pietät gegen seinen Lehrmeister gehabt hätte. Schweitzer, so heißt der apostatische Messeljünger, scheint solche Gefühle nicht zu kennen. Das wenigste, was er hätte tun können, wäre eine getreue Wiederholung dessen gewesen, was Messel da stehen hatte. So einfach wiederholen will er nicht. Weiter entwickeln, wie es Messel nach der andern Seite hin getan hat, kann er nicht. Somit entschließt er sich die alte Messelfassade zu nehmen und ein wenig Schweitzerisch durchzukorrigieren. Wo Messel einen Torbogen sanft rundet, setzt er eine harte Vertikale hin, wo jener die Horizontalen unter den Fenstern zugunsten der Vertikalwirkung optisch abdämpft, zerzt er sie brutal heraus. Wo Messel, um die Kraftlinie des Pfeilers nicht zu zerstören, dunkle Bronzereliefs einfügt, setzt Schweitzer hell und grell hervorspringende Steinpuppen in die Pfeiler. Das Unmöglichste aber ist über dem Sarottifäden der Pfeiler, der nach unten mündet: in die Türöffnung. Dieser Messepigone ist da, wo er auf eigene Faust wirtschaffet, um kein Jota anders. Das Haus, das er dem *Verein Berliner Künstlerinnen* gebaut hat, hat eine Fassade bekommen wie sie schlimmer die Charlottenburger *Jugendstilmietskasernen* aus dem Jahr 1900 auch nicht haben. Und gar der pompejanisch kostümierte *Admiralspalast*. Es gibt keinen groteskern und zugleich beschämendern Eindruck als das Gegeneinander von den ganz modernen Badeapparaten und dem ganz charakterlosen Architektur- und Dekorationsplunder, nichts ist komischer als dieses Ensemble von einer so großen künstlichen Eisfläche und einer so ohnmächtigen Hallenlösung mitsamt dem hysterischen Gezappel der Rangbrüstungen. Wohin das Auge auch nur trifft, gibt es miserabel modellierte Figürchen und Ornamentchen; die ganze Fassade ist nichts als die wohl assortierte Musterkarte einer Ornamentenfabrik. Man sagt — und man sagt es nicht ohne Berechtigung —, daß diese Fassade das Werk des Bildhauers sei, daß er sie geplant, er sie auch durchgesetzt habe. Den

Bildhauer Naager, der sich hier, an den beiden Wertheimneubauten und auch sonst, recht unliebsam bemerkbar macht, hat Messel sich als befähigten Gehilfen aus München geholt, und er hat, wie auch der Stadtbaurat Hoffmann, ihn stets in strengster Zucht gehalten. Unter solch wachsamer, unerbittlicher Kontrolle hat Naager mancherlei Anständiges geleistet. Nun da er sich plötzlich selbst überlassen ist, hat sich das leider sehr geändert.

Das neue Berliner Stadthaus ist in respektvollem Abstand von jenen Zuckerbäckerarchitekturen zu nennen, wenn gleich gerade es etwas ganz anderes scheinen möchte als es ist. Reich an geschmack- und liebevollen Details sieht es eigentlich nicht aus wie ein großes Bureauhaus, das der Magistrat für die 1000 Schreiber und Kanzlisten brauchte, die im *Roten Haus* schon lange keinen Platz mehr hatten. Viel eher möchte man meinen ein gebändigtes Stück Hochrenaissance, den Sitz eines Condottiere vor sich zu haben, der sich hinter mächtigen Steinquadern vor herandrängenden Feinden zu wehren hat. An den Kellerluken glaubt man nicht vorbeigehen zu können, ohne sich vor den Speißen in acht nehmen zu müssen, die verwegene Landsknechtshäufen da herausstrecken könnten, und der sehr hohe Turm ist nicht ohne den Wächter zu denken, der nach feindlichem Gesindel Umschau hält, das in Groß Berlin gewiß Besseres zu erstürmen wüßte als diese Aktenburg. Sie ist, wie alles, was Hoffmann macht, eine anständig zusammengestellte Leistung, ist aber wirklich ein bißchen zu martialisch, zu monumentalisch, ist so gar nicht sachlich berlinisch. Hoffmann war in dem netten Häuschen von Buch oder dem *Virchowkrankenhaus* größer als hier, wo er sein Stadthaus und seinen Turm gar nicht groß genug haben konnte.

X  
 Ingenieur- Zu der vielumstrittenen  
 kunst Frage, ob der Ingenieur  
 sich bei seinen Gestaltungen  
 der geschmacklichen Kontrolle eines Architekten unterwerfen soll, bietet Karl Bernhard in der Zeitschrift des *Vereins deutscher Ingenieure* ein paar interessante Belege. Bernhard ist selbst Ingenieur, hat eine Reihe bedeutender Werke wie den Turm des neuen Berliner Stadthauses, die Haveltalbrücken der Döberitzer Heerstraße oder die Turbinenhalle der *Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft* konstruiert und verpflichtet

seit Jahren den Grundsatz, daß der Ingenieur aus sich heraus seine Ingenieurform zu finden habe. Bei der Besprechung jener Turbinenhalle, die ihre Architektur bekanntlich von Peter Behrens erhalten hat, erklärt er, die durch mancherlei Publikationen bekannte Giebelwand an der Huttenstraße entspreche nicht ganz dem Charakter des Bauwerks. Während sonst hauptsächlich Glas und Eisen als Baustoffe verwandt werden mußten, sind Giebel und Eckpfeiler Betonmasken. Um diesen Eckpfeilern das Aussehen tragender Glieder zu nehmen, haben auch sie die Neigung der Glasflächen erhalten. Die horizontalen Unterbrechungen der Betonfläche sollten weiter diesen Eindruck unterdrücken helfen. Trotzdem, meint Bernhard, »sieht jedermann den Giebel, der aus dünner Eisenbetonhaut vor der Eisenkonstruktion ausgebildet ist, als einen wuchtigen Betonbau an: zwei Eckpfeiler mit hohem Giebelfeld. Diese von Professor Behrens nicht beabsichtigte Wirkung geht so weit, daß Oberbaurat Erhard in Wien in einer Veröffentlichung *Die neuzeitliche Tektonik der Turbinenhalle der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft* als »Eisenbetonbau« bezeichnet und damit den hierdurch gekennzeichneten »Materialstil« belegen will. Das ist ein Rückfall in gewisse künstlerische Bestrebungen bei großen Ingenieurwerken die Bauart durch Verkleidung zu verschleiern, um durch große glatte Flächenmasken zu wirken.« Andererseits sei die Front aus Glas und Eisen an der Berlichingenstraße ein unantastbares Kunstwerk, und es sei bezeichnend für Behrens, daß er aus den verschiedenen vom Konstrukteur gemachten Vorschlägen »den vollwandigen Blechträger mit hänggebogigem Untergurt, also die den statischen Anforderungen am besten entsprechende Gestalt, für die Ausführung empfohlen hat.«

× **Kurze Chronik** Der Ausschuß für das Bismarckdenkmal (siehe diese Rundschau, 1911, 1. Band, pag. 542, und 2. Band, pag. 1065) hat seine früheren Beschlüsse umgestoßen und sich nunmehr für den Kreisischen Entwurf entschieden, der einen Bismarck von Lederer enthält. Damit hat er einen großen Fehler noch im letzten Moment wieder gut gemacht. × Mit dem Ergebnis des Preisaus Schreibens um den Parkgürtel des Tempelhofer Feldes kann man einverstanden sein. Es war selbstverständlich alle Gärtner-

romantik, Bretzelwege und Nibelungenpathetiken, glattweg abzulehnen und eine auf Wohlräumigkeit bedachte architektonische Lösung zu krönen. Entscheidend für die Vergebung des 1. Preises an Fritz Bräuning, dessen Entwurf solcher Qualitäten nicht ermangelt, war wohl die überlegte Vorsorge für alle die Anlagen, die die Bevölkerung innerhalb eines solchen Parkgürtels braucht. × Der Mangel an Linoleummuster für groß und reich ausgestattete Räume, denen einige Kunstgewerbler sich neuerdings mit besonderer Vorliebe zuwenden, hat die Linoleumfabrik *Maximiliansau* veranlaßt unter den Schülern der Berliner Kunstgewerbeschule einen Wettbewerb auszuschreiben, aus dem ein paar für diese Zwecke brauchbare Dessins hervorgegangen sind. × Eine kleine Ausstellung von Bucheinbänden des *Letztevereins* zeigte ein Niveau, das den Bücherliebhaber von Geschmack erfreuen kann: Einbände in abgetönten Stoffen, mit entsprechendem Schnitt und Vorsatzpapier, mit klarem Rücken, nur durch die Verteilung des Titels wirkend, ohne überflüssige Zierraten. Man kann nur wünschen, daß die neuerdings wieder aufkommenden Prachtbände, mit all ihren Bündeln und Goldverzierungen, durch die ruhige Ästhetik dieser sachlichen Bände abgelöst würde, die sich einfach aus dem Charakter des Buches wie aus der Art des Besitzers ergeben. × Von den bekannten Künstlersteinzeichnungen des Teubnerschen Verlags sind wieder ein paar neue Blätter erschienen. Außer Landschaften von Biese, Kampmann, Hoch, Volkert und Bauer, Genreszenen von Prentzel, Roegge oder Hildenbrand sind es in der Hauptsache alte Städtebilder, die Beckert, Liebmann und Bendrat aufgenommen haben. Gleichzeitig ist die Sammlung farbiger Radierungen fortgesetzt worden. Einen Überblick bietet der gegen 30 Pfennig erhältliche, mit farbigen Reproduktionen ausgestattete Katalog *Künstlerischer Wanderschmuck für Haus und Schule*.

## DIVERSA

### Neuerscheinungen

**Kinderbücher** Die Kunst Ernst Kreiseldolfs spinnt sich immer mehr in ein merkwürdiges Phantasieleben ein. Noch vor 10 Jahren waren seine Bilder in den saftigsten Farben, und die Charakteristik seiner Figuren war voller Humor und Drastik. Jetzt können seine Bilder auf Verständnis von

Kindern kaum mehr Anspruch machen. Seine Farben sind feiner geworden, und die Gestalten, die er in seinem neuen Bilderbuch *Der Gartentraum* /Köln, Schaffstein/ seinen Blumen gibt, sind so verinnerlicht und vergeistigt, daß sie in eine feine Seelenwelt einzuführen scheinen, abgeschlossen von allen Menschenwesen: Ein wenig zarte Frömmigkeit, poetisch phantastisches Fabulieren, das sich an die Art der Blume und ihren Namen anknüpft, und alles zusammengehalten von feinem Stimmungston. Nicht genug hervorzuheben ist das herrliche Gefühl Kireidolls für die Struktur der Pflanzen. Seine Blumen, obschon in vermenschlichter Gestalt, sind so glänzend gezeichnet, und ihre individuelle Art ist so betont, daß im Botanikunterricht seine Bilder neben den wissenschaftlichen benutzt werden sollten.

Kinderspiele, köstlich in ihrer Sinnlosig-

keit, sind in dem Buch *Spiele aus meiner Jugend für die Jugend* von Louisa Cortin-Gehr /Leipzig, Körner/ gesammelt. Es ist nur zu bedauern, daß die Zeichnungen minderwertig sind.

Eine Anzahl der schönsten Märchen aus *1001 Nacht*, darunter die Geschichten von Ali Baba und den 40 Räubern, von dem Fischer und dem Geist, vom Zauberpferd, sind unter dem Titel *Stories from the Arabian Nights* von Laurence Housman für englische Kinder nacherzählt und bei Hodder & Stoughton in London erschienen. Das Buch zeichnet sich vor allem durch einen schönen, klaren Druck aus. Die zahlreichen, leise humoristischen Illustrationen von Edmond Dulac sind in sehr abgetönten Farben gehalten; kontinentale Kinder würden wohl kräftigere vorziehen. Das Ganze zeigt die bedeutende Höhe der äußern Ausstattung englischer Kinderbücher.

LISBETH STERN

## AUTORENVERZEICHNIS 1911

Hope Bridges Adams Lehmann  
Maxim Anin  
Leo Arons  
Julius Bab  
Eduard Bernstein  
Louis Bertrand  
Leonida Bissolati  
Franz Blei  
Josef Bloch  
Otto Bobertag  
Bruno Borchardt  
Jules Louis Breton  
Julius Bruhns  
Etienne Buisson  
Benno Chajes  
Gertrud David  
Emil Döblin  
Kurt Eisner  
Adolph von Elm  
August Erdmann  
Hans Fehlinger  
Anton Fendrich  
Robert Fette  
Edmund Fischer  
Julius Fräbendorf  
Trude Friebus  
Henriette Fürth  
John Bruce Glasier  
Paul Göhre  
Kurt Grelling  
Ida Häny-Lux  
Wilhelm Hausenstein  
Johannes Heiden

Wolfgang Heine  
Adolf Hepner  
Alfred Walter Heymel  
Gerhard Hildebrand  
Martin Hirschfeld  
Max Hochdorf  
Paul Hug  
Frida Ichak  
Heinrich Jasper  
Paul Kampffmeyer  
Wilhelm Kimmritz  
Josef Klüche  
Wilhelm Kolb  
Gustav Krüger  
Otto Lang  
Carl Legien  
Hugo Leichtentritt  
Friedrich Leache  
Karl Leuthner  
Hugo Lindemann  
Herman Lindqvist  
Felix Linke  
Heinrich Lux  
Hermann Mattutat  
Max Maurenbrecher  
Ludvig Nordström  
Fausto Pagliari  
Eingelbert Pernstorfer  
Heinrich Peus  
Anna Plehn  
Hugo Poetzsch  
Ludwig Quessel  
Markus Ratner

Johann Sassenbach  
Max Schippel  
Johannes Schlaf  
Conrad Schmidt  
Robert Schmidt  
Wilhelm Schröder  
Arthur Schulz  
Ernst Schur  
Karl Severing  
Bernard Shaw  
Elisabeth Siewert  
Sigfrid Siwertz  
Philip Snowden  
Hendrik Spiekman  
Franz Staudinger  
Gustaf Fredrik Steffen  
Lisbeth Stern  
Roman Streltsov  
Heinrich Stühmer  
Albert Südekum  
Paula Thiede  
Johannes Timm  
Horace Traubel  
Paul Umbreit  
Ernst Untermann  
Willem Hubert Vlieggen  
Georges Weiß  
Balthasar Weingartz  
Paul Weithelm  
Hans Winand  
Rudolf Wissell  
Wally Zepier